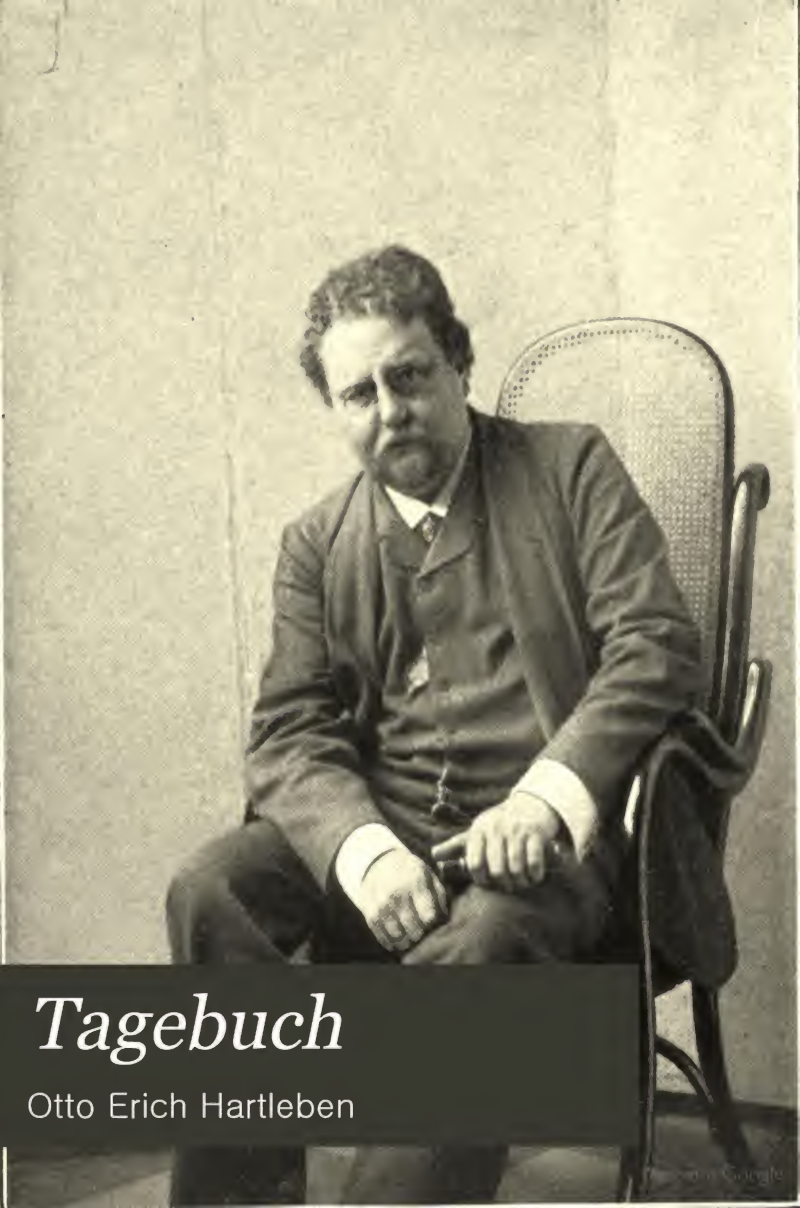
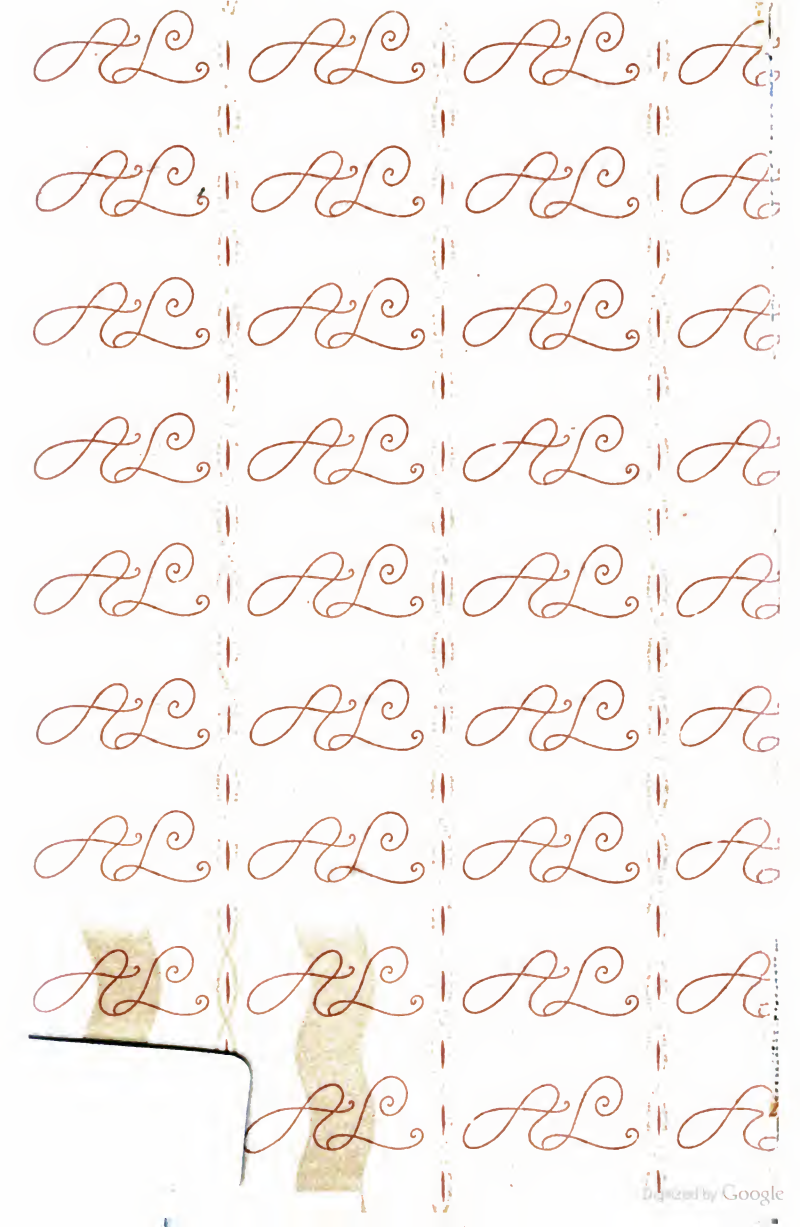
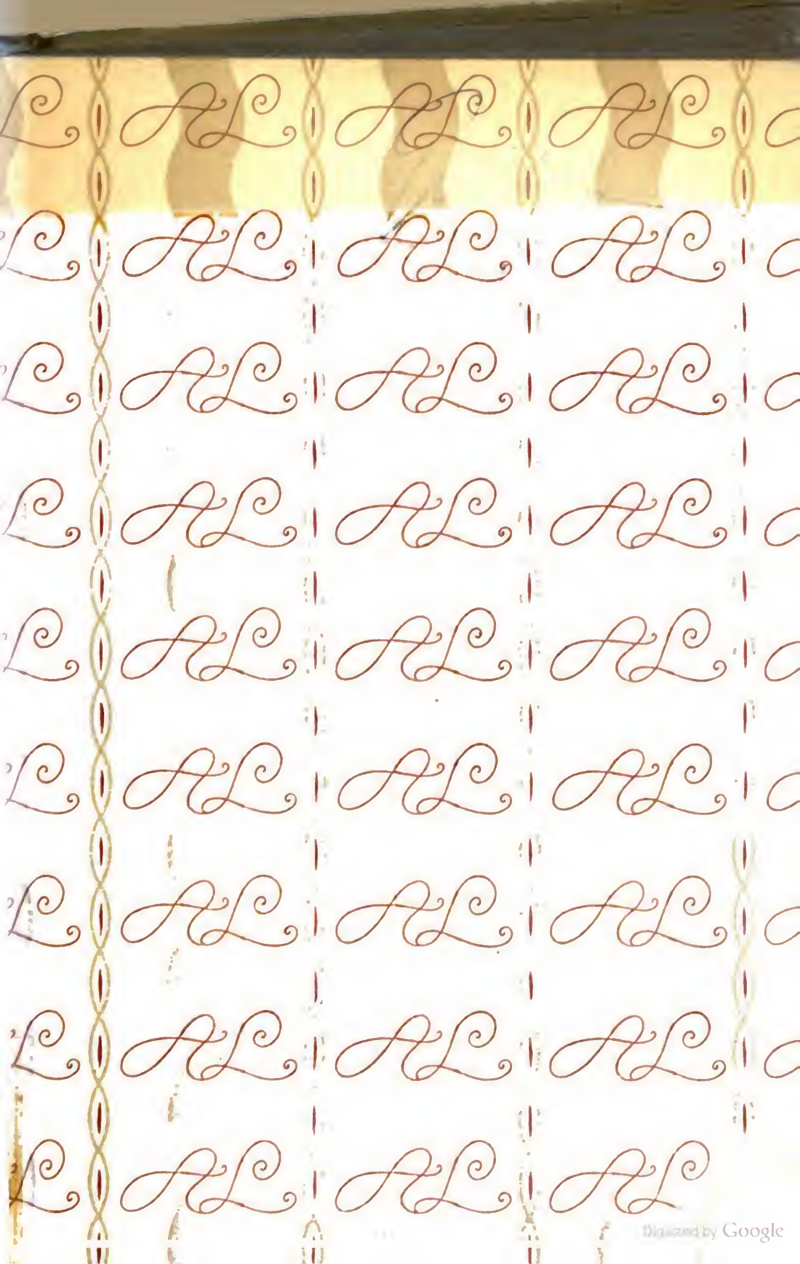

Tagebuch
Otto Erich Hartleben







Otto Erich Hartleben





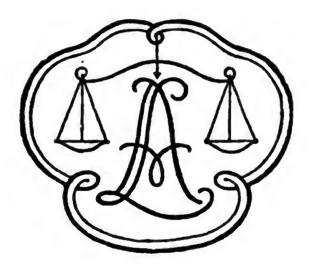
Otto Erich Hartleben

Tagebuch

Fragment eines Lebens

Mit 24 Illustrationen

Erste bis dritte Auflage



Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1906

Lieber Otto Erich!

Als am 11. Februar d. J. in Salò DER zu Dir kam, dessen Du schon fünfzehn Jahre früher im Hinblick auf dieses Buch (S. 110) gedacht hattest, da setztest Du noch einmal viele geschäftige Federn in Bewegung. Sie alle wollten schildern, wer und wie Du gewesen seist. Nun hast Du selbst das Wort.

Zwar ist es nur ein kleiner Ausschnitt dessen, was Du aufgezeichnet

hast: Die Taschenkalender (aus den Jahren 1895 bis 1904, von denen der letzte Jahrgang angeblich verloren gegangen und nur in einer nicht zugänglichen Abschrift erhalten ist), welche das Menschlichste von Dir bergen, sind einstweilen noch von der Veröffentlichung ausgeschlossen geblieben. Entgegen dem ursprünglichen Plan: Aber es zeigte sich, daß sie zu sehr den Charakter des rein Stofflichen trugen. Zu sehr wäre Dein Lebensschifflein mit unkünstlerischem Ballast beschwert worden. Auch gebot die Rücksicht auf werte Mitlebende eine nicht immer schmerzlose Entsagung. Wie denn auch manches von dem, was in diesen Blättern dargeboten wird, mit den Augen der Liebe und Güte gelesen werden will. Es ist ein

Buch für Freunde. Für Deine Freunde: für die näheren, die Deiner Stimme hellen Klang und Dein kindlich-heiteres Lachen wieder hören werden, und für die weiteren, die in das altvertraute Bild hie und da einen neuen Charakterzug hineinmalen mögen.

Was sich dem gedruckten Wort verwehrte, hat man versucht, bildhaft im Umriß aufzuzeigen: Die Photographien von Orten und Menschen, die Dir lieb waren, die einmal etwas in Deinem Leben bedeuteten, begleiten es bis ans Ende. Freilich — auch dies ist nur ein kleiner Teil von dem, was Dein klares Auge und Deine sichere Hand künstlerisch auf der Platte festgehalten haben. Aber wer genau zusieht, dem wird das Bild fast das Wort ersetzen: Der wird auch die Schatten

5. December.

Inmitten der größten Unordnung saß ich in meinem neueingerichteten Zimmer und kramte in den wild durcheinander geworfenen zahllosen Papieren, die ich in Moabit alle in die Kasten geworfen hatte.

(Doch halt! Nicht ich, sondern S. hatte sie hineingeworfen. Bei der so ungewohnten Arbeit des Tagebuchschreibens muß ich mich erst daran gewöhnen, immer die Wahrheit zu sagen.

Ich schreibe ja diesmal nicht für andere, sondern lediglich für mich. Also — wozu lügen?

1*

[Doch halt! Schon wieder eine Unwahrheit. Gerade indem ich das Vorige schreibe, denke ich auch schon daran, was mein Bruder Otto für ein Gesicht machen wird, wenn ich ihm später einmal diese Blätter zeige. Schreibe ich also wirklich nur für mich? Mir fiel ein, wie lebhaft er sich früher einmal für die in bloße Stichworte concentrierten Aufzeichnungen interessiert hatte, die ich in einen „Mentor" für Schüler während einiger Jahre meiner Pennälerzeit eingeschmiert hatte. Um wie viel mehr, dacht' ich da — u. s. w. Klammer geschlossen.])

(Weshalb ich nur immer auf dieser Seite schreibe? Zunächst wohl aus Koketterie, als gedruckter Schriftsteller. Sodann aber auch aus Bequemlichkeit und aus angebornem Hang zum Luxus. Bitte willst du nun endlich die Klammer schließen!)

(Deshalb — das heißt aus letzterem Grunde, mach' ich nämlich auch die

Klammern mit roter Tinte, wozu ich ein eigenes Tintenfaß mit eigener Tinte, einen eigenen Federnhalter und eine eigene Feder nötig habe, und immer den schwarzen erst wegwerfen, den roten nehmen, das rote Tintenfaß aufklappen, zuklappen, den roten Federnhalter wieder weglegen und den schwarzen wieder hervorholen muß.)

Also ich saß im unordentlichen Zimmer und kramte zwischen unordentlichen Papieren — da —

(Friedrich kommt und bittet mich, zum Abendessen herunter zu kommen. Es giebt Beefsteak à la Tartare, Herr Dr. K. sitzt auch schon unten, diverse Amtsrichter dito — also —) —

(Also es gab kein Tartar-Beefsteak, sondern Rührei mit Bücklingen. Es war nur ein Amtsrichter da: Herr B. Außerdem Herr Pasewalk.)

— da fand ich unter diesen unordentlichen Papieren auch einen Zettel, darauf stand: „Was ist tragisch?“ Dann eine Disposition:

„1. Einleitung. Anlaß: Ibsens Gespenster! Dummheit des Preßgeheuls.

2. Historische Entwicklung der Theorie.

a. Schiller, erstes Stadium.
b. Lessing.
c. Schiller, nochmal.
d. Goethe und Jacob Bernays.

3. Moderner Realismus und seine Forderungen.

4. Fatalismus und Pessimismus.

5. Rückblick: Ödipus—Macbeth.

6. ‚Gespenster.‘

7. Daher moderner Standpunkt.“

Also: das hab' ich mal wieder so schön machen — wollen!

Wollen? — Du Schaf! —

Aber dann stand darunter folgender Satz:

„Im Gegenteil! das Tragische beginnt gerade erst da, wo die Ereignisse der Wirklichkeit aufhören, den idealen Forderungen zu entsprechen, welche Gemüt und Urteil der Hörer

ihnen, diesen Ereignissen, gegenüber erheben.

Überall da, wo den Menschen das ergreifende Gefühl der Übergewalt unbestimmbarer Mächte erfaßt, tritt die Wucht der Tragik in sein Bewußtsein.

Prometheus wird tragischer Charakter, wenn ihn, den Überstarken, der Gott an den Felsen schmiedet — Hamlet, wenn ihm der Geist das übermächtige Gebot auf die Seele wälzt — Gretchen, wenn sie der Verführung des unbezähmbar Weiterschweifenden erliegt."

„Im Gegentheil!"? Wieso?

Ich dachte nach. Dann griff ich links nach meinem Bücherregal, holte das alte, seit meiner Tertianerzeit in Jever mir lieb gewordene Buch: „Technik des Dramas" hervor und las S. 75:

„Es ist ferner deutlich, daß dem Dichter obliegt, diesen Kampf zu einem Schluß zu führen, welcher die

Humanität und Vernunft der Hörer nicht verletzt."

Und ferner S. 79:

„Der moderne Dichter hat dem Zuschauer die stolze Freude zu bereiten, daß die Welt, in welche er ihn einführt, durchaus den idealen Forderungen entspricht, welche Gemüth und Urtheil der Hörer gegenüber den Ereignissen der Wirklichkeit erheben."

Ähä! — Ja, mit solchen Schrullen im Kopf schreibt man allerdings keine „Gespenster". Die Sache wäre schon wert, einmal ernsthaft behandelt zu werden. Diesen Unsinn halte ich für durchaus nicht unschuldig an der Impotenz unserer Litteratur im ernsten Drama.

Freytag hat ihn ja nicht zuerst gemacht. Schillers „Zweckmäßigkeit" läuft schließlich auf dasselbe hinaus. —

Während ich mich nun diesen Betrachtungen hingab und im Begriff war, das gefundene Blatt zu vernichten, kamen mir folgende Gedanken:

Schon jetzt bist du aus dieser frühlingsjungen, fruchtersehnenden Gedankenwelt, in der du ehemals lebtest, fast hinausgedrängt. Du mußtest dich erst besinnen, nachschlagen. Jetzt hast du nun eine zehnmonatlange Zeit vor dir, während welcher du dich ausschließlich mit dem Materiellsten einer Wissenschaft befassen willst und mußt, welche dir bis jetzt innerlich ganz fremd war. Du mußt lernen und ochsen — ochsen und lernen. Wer bürgt dir nun dafür, daß du nicht nach dieser Zeit allen deinen ehemaligen Interessen fremd geworden bist, daß du dich selbst verloren hast, daß du nachher — leer bist?

Darum sei klug! Thue, was du noch nie gethan hast — führe während dieser Zeit —

(Und da trat der Herr Dr. K., mein treuer Repetitor, ins Zimmer, um mich zu einem Scat bei der Schwiegermutter abzuholen. Jetzt, wo ich wieder komme, ist es Zwölf durch,

ich habe 1.45 Mk. verloren, habe 3 Glas Erlanger Bier getrunken und bedaure die schöne Zeit, die ich mit diesen beiden vortrefflichen Juden — denn auch Herr Amtsrichter B. soll früher mal gekniffen sein — bei einem solchen vortrefflichen Spiele durchkostet habe. — Bevor ich nun aber zu Bett gehe, will ich erstens noch ein paar rote Klammern machen und zweitens den obigen Satz zu Ende bringen.)

— führe während dieser Zeit ein Tagebuch!

6. December. Morgens.

„Die Wurzel des Baumes durchdringt die Erde —
Die Wurzel des Menschen durchdringt das Volk.“
Altaisches Sprüchwort.

„Freudvoll und nützlich nennet die
Welt es stets:
im Joch der Ehe knüpfen ein ewig
Band.
Schon Wilhelm Busch, der Mann
der Weisheit,
lehrt es im sechsten Gesang der
‚Helene‘.
Auch Octavianna, welche so lange sich
gesträubt zu opfern, dem, was die Welt
verehrt,
sie fürchtet jetzt — ‚sie treffe Wahn-
sinn,

fluche sie länger dem Gott der
Liebe.' — —
Drum all ihr Männer, welche der Erdkreis trägt,
und die ihr schätzt den Wert einer
edlen Frau,
einsendet, was der Photograph euch
reichte als euerer Schönheit Abbild!
In schwarzem Zuge — schwarz, doch
von Trauer nicht! —
in gelben Handschuhn — gelb, doch
von Neide nicht! —
so naht bescheiden, harret bangsam:
welchen die Fürstin von euch erkiese! —"

(Gedichtet im Sommer 85, im alten Café latin in der Marienstraße in Anwesenheit von Conradi und Sarau, welche mich zum ersten Male der „so hochinteressanten" Octavianne v. Germanow zugeführt hatten. Sie wollte eine Heiratsannonce in Versen. Die edle Frau! — Heute fand ich diese Verse in einem alten Notizbuch aus der Zeit.)

6. December. Nachts.

32 M. von Otto von Grote erhalten. 20 war er mir nur noch schuldig. Der gute Mensch glaubte, ich könnte mehr gebrauchen. Der schlechte Mensch hatte mich Ende vorigen Monats, wo ich in Leipzig war, im Stich gelassen. Da hatt' ich allerdings mehr nötig.

[Einiges] an S. gesandt, welches ich einen Zopf kaufen muß. Sie läßt sich jetzt die Haare wieder — auf meinen Wunsch — wachsen, und in dieser Übergangsperiode „kann sie so nicht ausgehen“.

Das arme Mädchen ist übrigens, wie sie mir heute schrieb, elend, fiebert und liegt zu Bett. —

Außerdem Karte von Otto erhalten. Beschwert sich über mich, ist seit 15. vorigen Monats Portepéefähnrich, und ich habe an den Unteroffizier geschrieben.

Ferner eine Karte von M. G. Conrad: — „Sie wissen, wie sehr ich Ihr Talent schätze." Wie drollig mich so etwas jetzt anmutet! Früher hätt' ich mich vielleicht darüber gefreut.

Übrigens — „Erbrecht wird nicht gelesen. Der Professor ist krank."

Also — noch ein siebentes Semester!

Au.

7. December.

Heute hab' ich von Zehn bis Eins der Civilgerichtssitzung des Amtsrichters B. beigewohnt. Die Sache hat mich doch sehr interessiert. B. hatte die Liebenswürdigkeit gehabt, mir gestern alle 19 Fälle auf Grund der Acten zu erklären, so daß ich so ziemlich alles capiert habe.

Schon in der Sitzung, weiter noch bei der Schwiegermutter, vor allem aber bei Tisch machte ich die angenehme Bekanntschaft des in der Sitzung vor mir sitzenden Rechtsanwalts Kn. aus Dobrilugk. Ein famoser Herr.

Nach Tisch hielt er — da ich ihn einlud — Sprechstunde auf meiner Bude ab. Ich hörte eifrig zu. Der Mann, dem der Schafpelz seiner 20 Jahr älteren Frau vom Gerichtsvollzieher ausgezogen war, die hübsche Wittwe mit zwei Waisenkindern, die nun für ihr durch „unehelichen Beischlaf" erzieltes Kind Alimente forderte von dem schlechten Kerl, der sie sitzen gelassen hatte, um die andere, die reiche, die mit den 400 Thalern zu heiraten — alles famose Typen.

Nachher machte ich mit Herrn Rechtsanwalt Kn. zum ersten Mal einen Spaziergang um Luckau herum. Er war sehr liebenswürdig gegen mich, seinen Herrn Collegen, und man geht doch schneller um Luckau herum, als man um Berlin mit der Ringbahn fährt. Dieser — Witz gilt hier für gut. Von hier nach Kalau sind nur zwei Stunden mit dem Wagen.

Später war ich dann aufgefordert, in der feinsten — allerfeinsten Gesell-



Otto Erich beim Wein
(Im „Grauen Bären“ zu Innsbruck)

schaft von Luckau, die sich jeden Mittwoch zu Ehren der Anwesenheit obenbesagten Rechtsanwalts, welcher übrigens kein Jude ist, bei Schaeffer versammelt, mich als Mitglied der oberen Zehntausend zu bewegen. Die Gesellschaft bestand aus einem jungen Mann, welcher leider Gehirnerweichung hat, einem jungen Mädchen von 47 Jahren, Fräulein L., Mitglied des Frauenvereins, der Missionsgesellschaft und des deutschen Schulvereins, ferner ihrer Mutter, der Frau des Gehirnweichen, B., Kn., K. und — den letzten verbietet mir meine Bescheidenheit zu nennen. Halledt war nicht erschienen.

Es war sehr schön.

Ich wurde für den deutschen Schulverein gewonnen und zeichnete 2 Mk. K. ist Schriftführer, B. Vorsitzender unserer Ortsgruppe . . .

Ich wurde von K. zum Honoratiorengeldscat (à $^1/_2$ Pf.!) durch Friedrich citiert. Hohe Ehre für mich: die

Herren haben erklärt: „sie würden sich freuen“ . . .!

Also — hurtig!

8. December. Vormittags.

Gestern Abend 3.60 im Scat gewonnen! —

Von heute an nehme ich Eisentropfen, um meiner Blutarmut etwas abzuhelfen. Überhaupt will ich mich hier in Luckau gesundlich rangieren. — (Bandwurm!) —

Heute ist K. über Land, um vor dem Präsidenten in Cottbus seinen Knix zu machen.

Er hat mir gestern sein Glaubensbekenntnis abgelegt: Er würde sich sofort taufen lassen, wenn er einsähe, daß das für sein Fortkommen von irgend welcher Bedeutung sein könnte! Er würde am liebsten eine Christin

2*

heiraten und hätte sich gelobt, unter keinen Umständen — auch wenn er die frömmste Jüdin heiratete — seinen „Glauben“ fortzupflanzen, sondern seine Kinder Christen werden zu lassen . . .

Es schlägt Eins. Essenszeit. —

Heut' Abend werd' ich noch einiges Bemerkenswerte aus meinen alten Notizbüchern ausschreiben, um die dann wegwerfen zu können.

10. December.

Weder vorgestern noch gestern bin ich dazu gekommen, wieder an dieses heimliche Buch zu denken.

Teils weil ich juristisch arbeitete, besonders aber, weil ich ein längeres Gedicht vollendet habe, welches jedenfalls höchst eigenartig neben meinen anderen dasteht. Der Stoff dazu ist nicht autochthon, vielmehr bildet denselben einer jener berühmten „Träume" des „freien Rauhbeins", genannt H., in Leipzig.

Er erzählte uns diesen „Traum" eines Abends in der Bavaria, als ich Ende October in Leipzig war. Ich beschloß schon damals, ihn poetisch

zu bearbeiten, und habe den Plan bis jetzt mit mir herumgetragen.

Ein eigenartiger Mensch, dieser H.!

Eine kokett forcierte Naivetät und Natürlichkeit, ein klebrig behäbiger Egoismus, kleinlich malitiöse Anwandlungen und dabei doch eine ehrliche Enthusiasmussucht. Nur habe ich, wenn er mit seiner alles auskramenden, breiten Beredsamkeit von so vielem „Herrlichen“ posaunt, die Empfindung, daß er doch das Herz wohl auf der Zunge, aber eben deshalb nicht auf dem rechten Fleck habe. Es ist so absolut nichts Keusches an diesem Menschen.

Er ist in mehr als einer Beziehung das direkte Gegenteil von meinem Freunde Heilmann.

Ein andermal will ich versuchen, H. einmal eingehender zn charakterisieren, indem ich vor allem die glänzenden Seiten seiner Persönlichkeit, sein Temperament, seine Phantasie, seine Gabe zu sprechen, an-

schaulich zu schildern u. s. w. berücksichtige.

Heute erwähne ich nur, was Conradi in den Phrasen S. 296 auch von ihm sagt:

„Winkler war eben dabei, über eine andere Eigenheit, die ihm auch anhaftete, Enthüllungen zu machen — über seine Gewohnheit nämlich, von Zeit zu Zeit einen Traum zu träumen, der in seinen gigantischen Dimensionen, seiner mystischen Symbolik an die Gesichte der Apokalypse erinnern sollte."

Ein solcher Traum ist auch der, welcher mir den Stoff zu dem heute vollendeten Gedichte gegeben hat. Trotzdem aber glaube ich, das Gedicht als solches als mein geistiges Eigentum beanspruchen zu können. Es ist ein genügender Unterschied in einem Traumreferat am Biertisch und einer derartigen ausgeführten Behandlung. Auch habe ich eine Idee hineingelegt, welche ursprünglich wohl kaum

— wenigstens H. nicht bewußt — darin lag. Eine Idee, welche in meiner eignen Herzensgeschichte rein lyrisch empfunden wurde . . .

— — — — — — — — — —

Es ist mir übrigens höchst interessant, was die verschiedenen Freunde u. s. w. zu dieser Ausarbeitung sagen werden. Ich lasse das Gedicht von K.'s Bureauvorsteher viermal abschreiben. Ich werde ein Exemplar an Conrad, eins an Rickert (und Alfred), eins an H. (und Heilmann), eins an Otto senden. Ich werde die verschiedenen Urteile an dieser Stelle buchen. — Aber ich denke: für heute hätt' ich wohl genug von diesem Dinge geschwatzt.

Ich will noch einen Brief an Friedrich schreiben.

Der Dichter in Venedig

11. December.

Einen Brief von S. erhalten. Sie liegt nicht mehr im Bette, aber sie scheint recht krank gewesen zu sein.

Habe soeben erst den Brief an Friedrich abgeschickt, den ich eigentlich schon gestern Abend schreiben wollte. Statt dessen natürlich wieder einen blödsinnigen Scat mit K. und Schaeffer gedroschen.

Ich habe Friedrich den Vorschlag gemacht, die erste meiner zwei verschiedenen Geschichten in Separatabdruck und mit „sensationellem“ Titel herauszugeben. Eh' das dumme Buch ganz verfault, ist es immer noch besser, man begiebt sich seiner höchst

unzeitgemäßen schriftstellerischen Vornehmheit und macht ein bischen Radau mit. Ist doch die Novelle an sich sonst ganz vornehm. Die Marktschreierei würde sich auf den Umschlag beschränken.

Allerdings würde mir, glaub' ich, das Gewissen doch stärker schlagen, wenn ich nicht ziemlich genau wüßte, daß Friedrich sich nicht darauf einlassen wird. —

Übrigens eh' ich das Buch zuschlage: ich will doch endlich meine alten Notizbücher auskramen, damit ich den Dreck dann wegwerfen kann.

Also Nr. 1. Zunächst lauter Berliner Adressen, z. B.: „Gartenstraße 163 Hof II rechts."

Denkst du daran, mein teurer Lagienka? — Da wohnte die „Familie Hübke". Ich war da eine Zeit lang recht zu Hause und habe recht eigentümliche Stimmungen in dem kleinen behaglichen Mittelraum durchlebt. — Meta! — Ich erinnere mich nicht in

irgend einem andern Zimmer mit solcher Andacht und Ausdauer Garn gehalten zu haben. Weiter aber auch nichts. Der „Don Juan unter den Kellnerinnen", wie mich der Rechtsanwalt meiner lieben Privatbeklagten M. in so liebenswürdiger Weise betitelte, — er ist der klugen Meta nicht gefährlich und auch nicht — wie man wohl besser sagt — nützlich geworden. —

„Pol. Charlottenstraße 69 III!"

Es giebt noch Originale. Dieser Jesusköpfige, schwindsüchtige Mathematiklehrer mit dem kindlichen Gemüt und dem phänomenalen Friesen-Eigensinn — ein Prachtexemplar! Ich habe inzwischen recht oft Gewissensbisse darüber empfunden, daß ich ihn früher so oft im Verein mit diesem klobigen Pöbel der Jeverschen Gymnasiasten geärgert habe. Und er hat es mir alles verziehn und war so liebenswürdig gegen mich! Zuletzt hab' ich ihn gesehen bei der schönen Helena,

Meta's Schwester, kurz vor Weihnachten 85, also vor 2 Jahren. Ob er noch lebt? — Nachts um Fünf trennten wir uns, wir standen lange an der Ecke Linden- und nördl. Friedrichstraße, und er sprach und sprach über seine Astronomie. —

„Ernst Große, Schlegelstraße 27 part."

Seit ich ihn Pfingsten dieses Jahres in Berlin aufgesucht habe und den einen Abend in der Gesellschaft Lessings mit ihm im Schützenlisl zusammen war, habe ich nichts weiter von ihm gehört. Sein Bruder studiert jetzt in Halle, die Adresse, die er mir Ende Oktober im Foyer im Leipziger Theater („Götterdämmerung") gab, war Harz 25 I, Hans Große, stud. jur. Ich habe ihm versprochen, den Conradi-Termin mitzuteilen. —

„Marie Buchwald, Linienstr. 137 Hof II,

dann Alte Leipzigerstr. 22 II".

Was mag aus der kleinen glatt-

häutigen Sau geworden sein? Ich erinnere mich einer Nacht im Café Bauer, wo ich mit ihr und Fritsche zusammen war. Fritsche deklamierte Gedichte von sich und zeigte ihr die Photographie seiner „Braut“ (damaligen), die so häßlich war, daß Mary („Du stiegst an meinem Himmel auf —“) ihm nichts anderes zu sagen wußte als: ich finde, daß sie Ihnen ähnlich sieht. —

16./17. December. Nachts.

Fünf Tage lang nicht an mein Tagebuch gedacht! Ja: ich muß mich erst daran gewöhnen. —

Am 14ten war großes Fest — Schülerfest. Captivi „par" Plautus. Scheußlich — gräulich. K., B. und ich vorn — erste Reihe. Nachher den Director geuzt — zum Sect verleitet — Freundschaft mit dem „Frauenverein" geschlossen u. s. w.

Andern Morgen, 15ten: Schöffensitzung (Halledt), von Elf bis Drei dagewesen. Die „Schürzengeschichte".

Trotz sehr schwachen Indicienbeweises — schuldig. Hätt' ich nie gethan. Allerdings nur drei Tage Gefängnis — aber einerlei. Abends Scat bei der Pirnerin. —

Heute nischt.

17. December.

Heute einen Brief von S. Sie ist krank. Ein eingelegter Brief von Dr. Korman aus Leipzig an ihre Mutter spricht von Magenerweiterung und chronischer Dyspepsie. Es wäre furchtbar für mich, wenn es ernsthaft würde. Gottlob, daß sie wenigstens bei ihrer Mutter sein kann. Wo sollte ich das Geld hernehmen, wenn das nicht wäre. — Ich habe sofort geantwortet . . . Ebenso hab' ich an Korman geschrieben. —



Der Dichter in der Gondel (Venedig)

Friedrich hat mir gestern auf meinen Vorschlag abschlägig geantwortet. Ich wußt' es ja. Ich werde übrigens bei irgend welchen neuen litterarischen Unternehmungen nicht wieder mit Friedrich anknüpfen. Es fällt bei ihm zu viel unter den Tisch. —

Heute habe ich bei K. das Obligationenrecht begonnen, das mich nun vier Wochen beschäftigen wird. Die Jurisprudenz macht mir so unheimlich wenig Schwierigkeiten. Wenn ich täglich eine Stunde arbeite, genüge ich völlig seinen Ansprüchen. Mir ist das unheimlich. Ich denke immer: Das kann doch nicht genügen. Aber dabei vergesse ich auch garnicht etwa wesentlich viel.

Heute hab' ich dagegen den ganzen Vormittag mit großer Ausdauer Gedichte von Albert Giraud aus dem Pierrot Lunaire übersetzt. Ich will die fünf fertiggestellten, bei denen ich es übrigens auch belassen werde, hier einschreiben, damit ich sie nicht

vergesse oder verliere und dem Heilmann die ursprünglichen Niederschriften schicken kann.

I.

(„Brosseur de Lune“.)

Einen hellen, weißen Strahl des Mondes
auf dem Rücken seines schwarzen Kleides,
geht Pierrot-Willette hinaus am Abend,
aufzusuchen Glück und Abenteuer.

Doch da stört ihn was an seinem Anzug,
er besieht sich, und er findet schließlich
einen hellen, weißen Strahl des Mondes
auf dem Rücken seines schwarzen Kleides.

Und er hälts für einen weißen Gipsfleck:
es gelingt ihm nicht, ihn abzuwischen.
Und so geht er, grimmgeschwollnen Herzens,
reibt und reibt bis an den frühen Morgen —
einen hellen, weißen Strahl des Mondes.

II.

(„L'Escalier".)

Auf den Marmorstufen der Estrade,
flüchtig rauschend, wie mit seidnem
Kleide,
spielet Licht in bläulich feinem Staube,
wirbelnd an der Wendung jeder Stiege.

Denn der Mond mit still-vertrauten
Schritten
wandelt leise die gewohnten Wege,
auf den Marmorstufen der Estrade
flüchtig rauschend, wie mit seidnem
Kleide . . .

In den Staub vor seine bleiche Fürstin
wirft Pierrot sich — selbst ein bleich'
Gebet nur.
Und da liegt der große, weiße Körper,
ein Spalier, das in die Höh' sich
ranket —
auf den Marmorstufen der Estrade.

III.

(„Lune malade".)

Du nächtig-todeskranker Mond
dort auf des Himmels schwarzem Pfühl,
dein Blick, so fiebernd-übergroß,
bannt mich wie fremde Melodie.

An unstillbarem Liebesleid
stirbst du, an Sehnsucht, tief erstickt,
du nächtig-todeskranker Mond
dort auf des Himmels schwarzem
Pfühl . . .

Der Liebste, der im Sinnenrausch
und sorgenlos zur Liebsten schleicht,
preist dein graciöses Strahlenspiel,
dein — bleiches, qualgebornes Blut,
du nächtig-todeskranker Mond.

IV.

(„Messe rouge.")

Zu grausem Abendmahle,
beim Blendeglanz des Goldes,
beim Flatterschein der Kerzen
Pierrot tritt an den Altar.

Die Hand, die gottgeweihte,
zerreißt die Priesterkleider
zu grausem Abendmahle,
beim Blendeglanz des Goldes.

Mit segnender Gebärde
zeigt er den bangen Gläub'gen
sein Herz in blut'gen Fingern,
die triefend rote Hostie
zu grausem Abendmahle.

V.

(„A Colombine.")

Des Mondlichts bleiche Blüten,
die großen, weißen Rosen,
blühn in den Julinächten —
o bräch' ich eine nur!

Den tiefen Schmerz zu lindern,
such' ich am Lethestrome
des Mondlichts bleiche Blüten,
die großen, weißen Rosen.

Gestillt wär' all' mein Sehnen,
dürft' ich ein Wunder wirken,
das Wunder: zu entblättern
auf deine braunen Haare
des Mondlichts bleiche Blüten.

Es ist eine subtile Ciselirarbeit, solche Gedichte zu übertragen, und ich habe viele Stunden daran gesessen. Und doch — es ist nicht entfernt der Reiz der französischen „rondels" erreicht. Man denke doch nur, daß diese durchgezognen graciösen Refrains im Französischen durch klingende Reime mit dem Übrigen verschmolzen sind. Welcher Wohllaut, und wie kahl daneben die reimlose Übersetzung! Aber es ist — mir wenigstens — unmöglich, die Reime herauszubringen: der Rahmen ist zu eng.

Herr Dr. Steinmetz, der temperamentvolle, geistreiche, raffiniert-feinsinnige und sinnliche war es, der uns, Heilmann, H. u. s. w. auf diesen Pierrot Lunaire aufmerksam gemacht hat. Ich

versuchte gleich damals ein solches Gedicht „Violon de Lune“ zu übersetzen: die heillose Aufgabe reizte mich. Ich habe die damalige Übersetzung inzwischen verschiedentlich umgestaltet und will sie der Vollständigkeit halber in der Fassung, die ich ihr heute gegeben habe, ebenfalls hierhersetzen:

VI.

(„Violon de Lune.“)

Die bebende Seele der Violine,
voll schweigend-reger Harmonien,
sie träumt im ruhenden Gehäuse
nachzitternder Erschlaffung Träume.

Wer wird aus solcher Nacht sie wecken
aufs neu mit schmerzensmächt'gem Arme,
die bebende Seele der Violine,
voll schweigend-reger Harmonien?

Ein feiner zager Strahl des Mondes —
mit süßen Qualen letzter Schmerzen
ironisch tändelnd — reizt und reget
still mit dem silberzarten Bogen
die bebende Seele der Violine.

19. December.

Ich ziehe das alte Notizbuch, das ich unter ein Bein meines Tisches gelegt habe — so ebenmäßig ist der Fußboden —, damit er nicht wackelt, ich ziehe es wieder hervor und folge weiter den Erinnerungen, die daraus aufsteigen.

Frühlingsfrage.

Sind sie grün, die Fluren,
ist der Frühling da?
Meine Blicke fuhren
suchend fern und nah.

Aber keiner sah,
Liebste, deine Spuren —
sind nicht grün die Fluren,
Frühling ist nicht da.

Otto v. Grote.

Aus der Pennälerzeit habe ich mir diesen lyrischen Versuch meines teuren Freundes Grote aufbewahrt. Er ist wirklich nicht übel. Was Otto wohl sagen würde, wenn er das jetzt bei mir wiederfände!

Aber nun kommt ein Blatt, das will ich aus dem alten Notizbuch herausreißen und es auf diese Seite kleben und kein Wort weiter hinzufügen!

Nur drei Worte
Sont pour toi:
Lebe glücklich
Et pense à moi!
Octavianne.

Herbei ihr Graphologen!

*

Daß du gänzlich seist verkommen,
hätt' ich leidlich aufgenommen.
Doch daß du noch weißt, was edel —
macht mich traurig — armes Mädel!

*

Ferner: Brüderstraße 14 I, Marienstraße 13 III, rechts,
Louisenplatz 10 III u. s. w., u. s. w.

— — —

O, ihr meine ersten Semester! Na da! —

Dann ein paar ungenierte Epigramme: entstanden wohl unter dem Eindruck der ungezählten „jungdeutschen" Vorreden:

Wir!

Die alten Dichter! Welcher Stuß!
den ich nicht recht verknuse —
Sie ritten ihren „Pegasus",
wir — reiten unsre Muse!
Ihr alten Herrn Poeten, Ihr
seid rechte Schweinehunde!
für „höh're Töchter" sanget Ihr —

Wir — nur für Schweinehunde!

*

Antike Ethik.

Na, diese alten Griechen! Alle Wetter!
Der sittliche Bankrott war unausbleiblich.
Denn welches Beispiel gaben schon die Götter:
selbst im Olymp war die Bedienung — weiblich.

Nu aber raus!

Das war das eine „alte Notizbuch“, welches ich nunmehr definitiv zu dem Karyatidenlos bestimmt habe: das Wackeln meines Schreibtisches zu verhindern.

Aber da liegen noch andere!

Doch halt! Ist es eigentlich nicht eine schreckliche Selbstbespiegelung — dieses Ausschreiben der alten Schmöker? — Ach was — man will Erinnerungen

haben. Was hat man später anders von seinem Leben! Später? Hat man jetzt mehr? —

Da liegt eins, mit blauer Seide ausgeschlagen. Das stammt noch aus meiner Jeverschen Zeit. Aus der Zeit stammen auch die gleich vorn stehenden, mir jetzt unklaren Verse in der knabenhaften Handschrift:

„Nur kurze Zeit noch steh' ich dir im
Wege.
Dann irr' ich fort auf weit entferntem
Pfade —
dann gönn' ich dir den Jubel — anzusehn,
wie Kriegesunrast eine Spanne Zeit
des Lebens Woge nur durchschauert
noch . . ."

Eine echt knabenhafte Pose. Das war die Zeit, wo ich noch nichts wirklich Eigenes dichtete, sondern mich phantasievoll von Pose zu Pose warf. Wie ein kleiner Conradi!

Aber dann kommt schon etwas

Besseres. Dann kommen nämlich neun Seiten lang lauter metrische Schemata Platenscher Gedichte, handwerksselig, eins nach dem andern.

Ja, das war die Zeit, wo ich den ganzen Tag scandierte und wo ich, wenn ich ein Gedicht hörte oder las, in der Luft immer die Zeichen: –◡–◡–◡ oder \/ \/ \/ leibhaftig vor mir sah, jene Zeiten, wo ich mit Platen aufstand und mit Platen zu Bette ging, wo ich über jedes Gedicht, das ich selbst machte, das Schema malte, wo ich in den Schulstunden alle Löschblätter voll Odenformen kritzelte . . .

Ja, es ist jetzt wohlfeil, darüber zu lachen. Aber ich glaube: ich darf sagen, ich habe damals etwas gelernt. Es war ein glücklicher Instinct, daß ich mich in jener damaligen hermetischen Einsamkeit meines geistigen Lebens mit solcher rücksichtslosen Einseitigkeit dem Formalen, dem Technischen des Versemachens zuwandte. Und wenn ich jetzt reine, wohllautende

und vor allem plastische Verse schreiben kann — etwas, was ich selbst so frei bin mir zuzugestehen —, so habe ich damals nicht umsonst scandiert und scandiert.

Alfred, mit dem ich kurz nach jener Zeit in Verkehr trat, war, wie in seinen damaligen Briefen zu lesen steht, damals auf fast entgegengesetztem Wege. Wir haben uns aneinander abgerieben, jeder hat im andern eine Reaction gebildet — jetzt sind wir, wie ich denke, über die damals behandelten Fragen nach der Berechtigung und der Stellung der „Technik" in der Poesie einer Meinung. Aber wir stehen beide noch dem in Berlin dann an uns herantretenden hochmütigen Geniekult, mit dem Gradnauerschen: die Leidenschaft hat immer Recht, und dem Lenzschen: der Geist des Künstlers wiegt mehr als das Werk seiner Kunst — allen diesen centrifugalen Willkürsgelüsten mit der Tendenz zum völligen ästhetischen

Nihilismus —, wir stehen — wir, die „Hannoveraner," wie uns Conradi bereits beclassifizierte—diesem „Sturm und Drang" zweiter Auflage völlig fremd gegenüber — und das hat mit seiner Metrik der alte Platen gethan! Ich schrieb dann damals in Berlin, um diesen Gegensatz zu formulieren, in mein Exemplar der „modernen Dichterschweine":

„Ein schlechter Vers ist Sünde, Titaniden,
und freie „Rythmen" nenn' ich Laster gar.
Mögt Ihr mich schelten einen „Plateniden" —:
Schönheit ist Form — und was geklärt, ist klar!
Erich Hartleben."

Doch zurück nun zum „alten Notizbuch" II!

Da steht auf der nächsten Seite ein Gedicht aus jener Zeit.



Der Dichter mit seiner Frau in Florenz (Fiesole)

Soviel ich mich erinnere, ein Bruchstück aus den „Raben vom Berge".

Als Curiosität sei es gebucht:

„[⏑⏑] –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑⏑̆ –́ ⏑⏑̆ –́ [⏑] (3 mal)
– –́ ⏑⏑ –́ ⏑⏑̆ –́

Jüngst wollt' er mich töten, in rüstiger Kraft —
nun liegt er da, selber im Tode bleich,
nun liegt er da, selber im Tode still — —
Mein Haß! nun klage um ihn!

In der Brust noch des Lebens flammende Stärke,
warf ihn die Flut ans Gestade der Nacht.
In der Brust noch der Jugend flackernde Feuer,
hin sank er, ein Opfer der Glut! — —

Wie die Nacht, hat das Leben lockende Sterne,
sie saugen die Blicke zur Höhe hinauf.
Sie prangen in Pracht — doch verharren sie kalt,
doch bleiben sie endlos fern!

Sie verwirren die Sinne, sie stürzen in
Unrast
drunten das hülflose Menschengemüt.
Es schwankt der Ergriffne — da
stürzt hohnlachend
darüber das Schicksal her!"

*

Damit wäre auch dieses Notizbuch abgethan. Denn den übrigen Raum füllen noch einmal 3 Seiten Scandiertes und im übrigen Notizen aus der einzigen Stunde Civilproceß, die ich je bei Bülow in Leipzig gehört habe. Ich begreife nicht recht, wie sie da hinein kommen.

1888

1. Januar.

Sonntag, 25. December — also am heiligen ersten Weihnachtsfesttage — zerriß ich mir abends bei der Pirnerin die rechte Hand in einer Fensterscheibe.

Heute, Sonntag, 1. Januar 1888, wollte ich eigentlich mit S. in Berlin zusammentreffen. Habe ihr abtelegraphieren müssen.

Nun erst im Februar.

Es ist scheußlich!

4. Februar.

Armes Tagebuch! Vom 19. December vorigen Jahres bis heute — Schweigen.

Aber ich konnte allerdings annähernd vier Wochen nicht schreiben. Das Blatt vom 1. I. 88 ist mit der Linken gekritzelt. — — —

Es wurde doch anders.

Am 3. oder 4. Januar, als ich noch alle Nadeln in der Hand hatte — ich sollte noch nicht ausgehen —, bekam ich von einer Cousine Selma's in Cöthen eine Postkarte: S. ist seit gestern Abend besinnungslos.

Ich bekam dadurch einen solchen Schreck, daß ich eine halbe Stunde

später im Omnibus saß. Schaeffer hatte herausgefunden, daß ich, wenn ich nachmittags nach Berlin fuhr, noch dieselbe Nacht in Cöthen sein konnte.

Er hatte sich natürlich geirrt. Der Zug fuhr erst am andern Morgen. Ich blieb die Nacht über in Berlin: Hôtel „Café Suisse“.

Am andern Morgen früh Schnellzug nach Cöthen. War gegen Zwölf dort.

Als ich in den Bürstenladen kam — Arm in der Binde, Überzieher im Begriff von der Schulter zu rutschen —, wurde ich von S.'s Tante, der Frau K., wieder herausgeschmissen.

„Wir billigen dieses Verhältnis durchaus nicht!“

Ich Feudaljunker hatte garnicht daran gedacht, daß dieses doch eigentlich nach regelrechten Verhältnissen so sein mußte.

Wir trafen uns um Vier auf dem Bahnhof und fuhren zusammen nach Leipzig.

Sie hatte sich zwar etwas erholt — war aber doch recht elend, und ich war doch sehr zufrieden, daß ich sie da weggeholt hatte und daß sie zu Korman gehen konnte.

Wir gingen dahin am andern Nachmittag zusammen. Ich dachte nun auch wieder an mein noch immer verbundenes Händchen. Es stellte sich heraus, daß dasselbe schlimm genug gerade war.

Ich war in Luckau saumäßig schlecht behandelt worden, so daß es auch für mich ein Glück war, einem so tüchtigen Arzte wie Korman in die Hände zu fallen.

Fast 14 Tage haben wir dann zusammen in Leipzig gelebt. Es war reizend. S. liebt mich — und S. ist so schön. —

Endlich fuhr ich dann doch mal wieder nach Luckau zurück.

Dort blieb ich über 8 Tage!!

Dann nach Berlin „wegen der Karte".



Der Dichter auf dem Salzburger Friedhof

Retourbillet verfallen lassen!

7 Tage dort gebummelt: Francillon — Galeotto — Mascotte — Emberg — pfui . . .

Wieder im Hôtel „Café Suisse", Dorotheenstraße.

„Wer ist leichtsinniger, Otto von Grote oder ich?" Eine Preisfrage, welche wir beide nicht gelöst haben.

Natürlich wieder Schulden gemacht.

Am 27. wieder in Luckau.

Und was fand ich?

Die Nachricht, daß ich am 11. Februar wieder — Conradi's wegen — in Leipzig sein muß.

Schauderhaft schöne Aussicht.

Treffe mich natürlich mit meinem lieben Weibe. Aber diesmal — kein Retourbillet!

1. März.

Der Monat Februar war ein wilder.

Also am 9ten fuhr ich nach Leipzig wegen des schönen Conradi. Damit war es aber nix. Er hatte um Aufschub gebeten: 5. April ist die Hatz nun erst.

Am 10. kam S. Scheinbar gesünder.

Sonntag, den 12ten fuhren wir, Papa, der Kleine, das freie Rauhbein und noch zwei Knaben nach Dresden zum Tristan. Abends zurück. Schön war's.

Freitag, den 17ten reiste ich dann ab.

S. nach Halle.

Ich kam aber nur bis Dobrilugk.

Dort bestimmte mich der Rechtsanwalt Kn., den ich besuchte, durch gewichtige Gründe am Sonnabend noch einmal zum Tristan nach Dresden zu fahren. Ich ließ mich bestimmen und kam auf diese Weise glücklich erst Montag, den 20ten wieder in Luckau an.

Das wäre nun wohl für den Monat genug gewesen.

Aber es sollte noch mehr kommen.

S. ist leider kränker denn je. Korman hielt einen dreimonatlichen Aufenthalt in Augustusbad bei Radeberg für dringend notwendig.

Nachdem mir Heilmann seine Hülfe zugesagt und ihre eigene Mutter 120 Mk. dazu gegeben hatte, war die Sache finanziell möglich gemacht — und so reiste denn S. am 21. nach Augustusbad. Aber unglücklicherweise muß der Dr. Meyer, der dort die Kuren macht, gerade diesen Winter

nicht in Augustusbad geblieben sein, wovon Korman nichts wußte. So erhalte ich denn Mittwochabend — während ich mich zu dem Honoratiorenstammscat bei der Pirnerin niedersetzen will — das Telegramm:

[22. 2. 88.]

> Muß Dich sofort sprechen. Antwort. Vier Jahreszeiten, Dresden.
> Selma.

Ich antworte darauf noch denselben Abend: Fahre bitte morgen 2.30 nach Dobrilugk und warte.

In großer Angst wachte ich fast die ganze Nacht.

Am andern Morgen bekomme ich folgendes:

> Nachmittag 2 Uhr 30 erst Antwort.

Aha! Sie kann erst 2.30 ant-

worten, ob sie kommen kann oder nicht. Sie liegt also — wie ich mir das auch längst in meiner Angst vorgestellt hatte — krank und weiß noch nicht, ob sie aufstehen kann.

Worauf ich natürlich telegraphiere: Bin selber 6.20 in Vier Jahreszeiten, warte auf mich.

Ich fahre also nach Tisch los.

Als ich in Dresden in's Hôtel komme, sagt mir der Portier: Fräulein H. ist abgereist. — Wohin? — Nach Dobrilugk. Ein Telegramm, das noch für sie ankam, nachdem sie das Hôtel verlassen hatte, haben wir ohne Erfolg auf dem Berliner Bahnhof ausrufen lassen.

Ich war furchtbar wütend. Was thun?

Ich telegraphiere: Fräulein H., Dobrilugk, Bahnhofsrestaurant: Warte auf Dich Vier Jahreszeiten.

Sie war also richtig 2.30 nach Dobrilugk gefahren. Ihr Telegramm, das ich den Morgen erhalten hatte,

sollte nämlich lauten: „Nachmittag 2.30? — Erst Antwort!"

Da sie nämlich mein erstes Telegramm noch am Abend vorher bekommen hatte, war sie dummerweise zweifelhaft, ob 2.30 nicht schon von derselben Nacht gemeint sei. Und nun dies dämliche Telegramm ohne Interpunktion: Nachmittag 2.30 erst Antwort.

Das waren zwei Dummheiten, die dritte aber war, schon um Elf aus dem Hôtel zu gehen, ohne die selbst erbetene Antwort abzuwarten.

Als sie nun eine Stunde nach der andern in Dobrilugk auf mich wartet, telegraphiert sie schließlich hierher: „Luckau — Ring — Hartleben da — Bahnhof" —. Auch sehr verständlich. Mein lieber Schaeffer aber ist schlau genug, denkt sich das Seine und telegraphiert: „Bahnhof Dobrilugk: Hartleben nach Dresden. Schaeffer."

Aber „Bahnhof Dobrilugk" ist

überhaupt keine Person, keine Behörde, überhaupt keine Adresse: das Telegramm wird also zurückgeschickt als — unbestellbar.

Glücklicherweise hatte aber der Telegraphenbeamte ihr den Inhalt desselben mitgeteilt. Er wußte ja, daß es ihr galt: aber seine Amtspflicht verbot ihm, es — auszuhändigen. Zugleich kam dann auch mein Telegramm an, und so trafen wir uns denn glücklich nach all den Irren abends halb Zwölf in den Vier Jahreszeiten.

Es wurde nun beschlossen, daß sie dem Rat des Dr. Meyer, den sie in Dresden aufgesucht hatte, folgend zunächst nach Ronneburg in „Sachsen-Altenburg" auf sechs Wochen gehen und erst von da, am 15. April, zu ihm nach Augustusbad kommen sollte. Das ist die Eröffnung der Saison dort. Der Dr. Meyer hat ihr volles Vertrauen gewonnen. Er sieht den Grund ihres Leidens nicht in organischer,

sondern in nervöser Störung und Überreizung.

Wir blieben noch $1\,^1/_2$ Tage in Dresden zusammen.

Sonnabend, den 25ten Nachmittags, fuhr sie nach Leipzig, um von da nach einem Besuch bei Korman nach Ronneburg zu reisen — und ich fuhr endlich definitiv nach Luckau retour.

Sonntag, den 26ten war Herrenfrühstück beim Amtsrichter B. Es begann um Zwölf, dauerte bis 2 Uhr Nachts und war wirklich großartig.

Gestern hab' ich den ersten Brief von S. aus Ronneburg erhalten. Es scheint ja zu gehen. — Wenn sie nur gesund wird!



Otto Erich Hartleben in Florenz
(Mit Herrn Fritz Schwartz aus München)

3. März.

Morgen fahr' ich mit Schaeffer nach Riesa, wo der ein Restaurant, das er vielleicht kauft, ansieht. Abends sind wir wieder da.

3. März.

Die Liebe hab' ich je und je gesucht,
darin ich ruhen darf und mich verlieren
und glauben, nimmermehr allein zu sein . . .
O deine Liebe war es, die ich suchte!

Nun leg' ich deine kleine weiche Hand
auf meine Stirne, schließe meine Augen —
und bald vergaß ich mich — und bin bei dir —
es starb die Welt — verloren und entschlafen.

*

Carlchen Bleibfutsch.

1.

Der „pathologische“ Roman.

Vom „Größenwahn“, der überall sich
zeige,
sprichst du — in deinem Buche viel.
O schweige!
Denn alles das erreicht noch lange
nicht
den Größenwahn, der — aus dem
Buche spricht.

2.

Größenwahn!

Vor der Kirmesbude meiner Werke
mit dem Tamtam schreit' ich auf und
nieder:
„Hier zu schaun ein ‚kosmisch Indi-
viduum‘!
Wer's nicht glauben will, hat —
Größenwahn.“

5*

3.

Der Spucknapf.

Besser als einen „Roman“ wohl nennst
du dein Werk — einen Spuck-
napf:
Strotzend von Geifer und Gift, spuck-
test du schallend dich aus.

4.

Der große Mann.

In Klatsch und Abklatsch find' ich
meine Stärke:
Klatsch meine Rede — Abklatsch
meine Werke!

*

Der Mehrwert.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte von seinem Vater viele blanke Silberstücke, viele tausend Mark geerbt. Und es war ein kluger Mann: er

dachte: wie mach' ich es, daß deren immer mehr werden?

Und er ging hin und kaufte für 20 Mark 20 Pfund Baumwolle.

Dann ging er auf den Markt, wo die Armen stehen, und sagte zu einem:

„Willst du um 3 Mark für mich arbeiten?"

Der Arme freute sich: ihn hungerte. Und er dachte bei sich:

„3 Mark! Das ist das Geld, was man mit den Waren tauscht, die in 6 Stunden können gemacht werden!"

Und er ging mit dem Reichen. Der kaufte ihm Spindeln für 2 Mark: da machte sich der Arme an die Arbeit.

Am Abend kam der Reiche wieder: da waren 10 Pfund Baumwolle in 10 Pfund Garn verwandelt.

Er überlegte. 10 Pfund Baumwolle kosteten 10 Mark, die Spindeln 2, die Arbeit des Mannes 3. Machte 15.

Da fuhr er auf und schalt den Armen:

„Du fauler Knecht! 15 Mark! Das ist ja der Preis des Garnes auf dem Markt! Das ist ja sein wahrer Wert! Was hab' ich nun?"

Der Arme schwieg: er war dumm.

„Wie lang hast du gearbeitet?"

„6 Stunden."

„Aha! Warum nicht mehr? Hier liegt noch Baumwolle."

„3 Mark sind nur der Wert von 6 Stunden Arbeit."

Da lachte der Reiche höhnisch auf:

„Dann geh' hin und arbeite dort, wo sie dich dafür nehmen. Scher' dich, du Dummkopf!"

Der Arme erschrak. Er hatte Weib und Kinder zu Haus und merkte nun wohl, daß er noch dumm war.

Und da er sehr bat, behielt ihn der Herr und gab ihm am andern Tage abermals 20 Pfund Baumwolle. Als er aber wiederum zu ihm trat, fand er am Abend 20 Pfund Garn.

Da schmunzelte er beim Rechnen: 20 Mark für die Baumwolle, 2 für die

Spindeln, 3 für den Arbeiter. Macht 25. 30 Mark aber ist der Marktpreis des Garnes: dafür kann man es verkaufen.

Und er klopfte dem Armen auf die Schulter und sprach:

„Siehst du: so ist es recht. Du hast 12 Stunden gearbeitet und ich habe 5 Mark verdient. So wollen wir fortfahren.

*

18. März.

Während ich dabei bin ein Gedicht: „Ich glaube“ zu vollenden, kommt mir plötzlich ein neuer wichtiger Gedanke für mein zu schreibendes Büchlein: „Die Technik des Verses.“

Willst du mit den zu diesem Zwecke ärmlichen Mitteln unserer Sprache einen wirklich wohlklingenden musikalischen Reim erzielen, so nimm erstens weibliche Reime und zwar zweitens nur solche mit langen klingenden Vocalen: verloren, geboren — rauben, glauben.

Das klingt sehr banal: aber es ist doch wichtig und zu erwähnen, da die meisten Dichter (z. B. Maria Janitschek) glauben, beim Reimgedicht genug gethan zu haben, wenn's überhaupt stimmt. Also genommen, geschwommen: das geht noch wegen des Vokals o. Aber Strenge, Menge, Hände, Bände, Ortes, Wortes! N. B. Ich spreche von ernsten getragenen Gedichten. Auch beim männlichen Reim ist die Sache ganz anders.

19. März.

Selma.

Für dich hab' ich gelernt, mich hin-
zugeben,
und jeden kalten Stolz hab' ich ver-
loren,
Du gabest Inhalt meinem kleinen
Leben:
du bist für mich, ich bin für dich ge-
boren.
In eitler Gier mich selbst nur konnt'
ich lieben,
für mich wollt' ich des Lebens Güter
rauben —

Es war umsonst, das Herz ist leer ge-
blieben,
da fand ich dich und einen neuen
Glauben.

Ich glaube, daß die Welt zu Leid ge-
boren.
Ein Narr, der wähnt, auf Erden Glück
zu stehlen,
ein Narr, der wähnt, daß ihn ein Gott
erkoren,
und der im Jenseits hofft ein Heim
der Seelen.

Ich glaube, daß Erlösung uns be-
schieden,
daß jeder helfen darf zum großen
Tode,
und daß ich Ruhe finde schon hinieden,
wenn ich die Selbstsucht aus dem
Herzen rode.

Ich glaube: du bist mir zum Heil ge-
boren,
in deiner Liebe sühnet sich mein Leben.

Schon hab' ich jeden kalten Stolz verloren,
für dich hab' ich gelernt, mich hinzugeben.

*

11. Mai.

Armes Tagebuch! Vom 19. März bis 11. Mai — keine Silbe! Und doch ist nicht weniges inzwischen passiert. Vom 1. April (ersten Ostertag) bis 7. April war ich in Leipzig, mit S. zusammen. Sie ist gottlob sehr viel gesünder. Trotzdem besteht der Arzt mit Recht auf Augustusbad. Es ist zwar eigentlich für meine Geldverhältnisse Wahnsinn, aber es muß nun doch durchgeführt werden. Und es wird. Inzwischen hat sich auch Schabelitz entschlossen, die 2. Auflage des Studenten-Tagebuchs zu drucken.

Das wird erst etwas — dann kann ich ruhig crepieren. Ich erwarte täglich den ersten Correcturbogen.

Pfingsten (26. Mai) will ich mich mit S. in Dresden treffen, sie fährt dann da durch nach Augustusbad.

Herzlichen Gruß!

Dei Erich.

12. Mai.

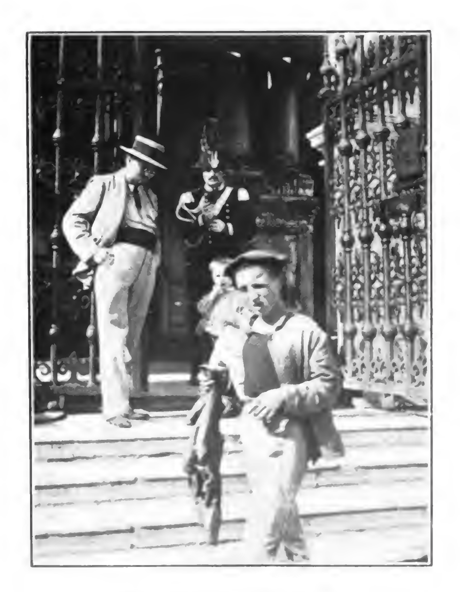
Halt! Und das hab' ich gestern ganz vergessen: ich hab' mein „Lustspiel" „Verachte das Weib!" fertig gestellt und Heilmann dediciert. Auch etwas! Er findet es — etwas enthusiastisch — „ausgezeichnet", aber das bürgt mir wenigstens dafür, daß es überhaupt etwas taugt und weiterhin dafür, daß ich nicht nur lyrische Gedichte, sondern im Notfall auch mal ein gutes Drama schreiben kann. Das ist nicht zu unterschätzen!

15. Mai.

Darwinistisches.

Hosenverkäufer der Alte, der Junge
schon Affe des Giftbaums —
Rechtsanwalt und Notar — Arzt
oder Richter sogar —
darauf geht es ans Taufen: man thut
es mit möglichster Sorgfalt:
und aus dem — Christen ersteht
herrlich — der Antisemit!

*



Der Dichter in Rom

9. Juli.

Schrecklich — scheußlich: grade wenn mal etwas zu tagebuchen wäre — denke ich gar nicht daran!

Weder die famose Pfingstreise mit Selma, wo wir den Papa und H. im Foyer des Theaters (Walküre) ganz zufällig trafen, wo wir am andern Tage im Rabenenauer Grunde eine Maibowle („Mei Bowle = mei Erich!" au!) zusammen tranken, wo das „freie Rauhbein" ein „herrliches Weib" fand und sich mit ihr absentierte, wo Selma, der Papa und ich (o rares Kleeblatt!) nach unzähligen verfallenen Retourbillets am Abend statt nach Dresden zurück per Wagen nach Altenberg

und zu Fuß von da hinauf auf den Rücken des Erzgebirges, nach Zinnwald, gelangten. Dort wurde übernachtet. Und am andern Morgen durch dichten Nebel in das sonnige Böhmen hinunter nach Teplitz. Und dann fuhren wir, Hartlebens, Abends durch die sächsische Schweiz nach Dresden zurück, und der Papa lief weiter ins Gebirge und verdarb sich die Füße. Das freie Rauhbein aber hatte noch ein zweites herrliches Weib und wurde nun ganz krank.

Wir aber gelangten gesund und wohlbehalten in Augustusbad am zweiten Tage an, und allda ließ ich mein Weib und fuhr wieder gen Lucca.

Fünf Wochen hat Selma in Augustusbad zugebracht. Am 9. Juni wollt' ich sie besuchen, kam aber à la Ritter Curts Brautfahrt erst Sonntag den 10. in Augustusbad an. „Meine Braut." „Ihre Fräulein Braut" — prr! Aber sie benahm sich sehr nett,

und ich verliebte mich mal wieder in sie.

Mittwoch 27. Juni ist sie dann über Chemnitz wieder nach Ronneburg gefahren, wo sie noch vier Wochen bleiben soll, bevor sie für wieder hergestellt erklärt wird. —

Der erste Correcturbogen des neuen Studenten-Tagebuchs kam Sonnabend den 26. Mai, kurz nach meiner Rückkehr von der Pfingstreise, ganz unerwartet und lakonisch an.

Es geht sehr langsam: heute ist der 9. Juli, und ich erwarte erst den vierten Correcturbogen. Ich bin allerdings sehr pedantisch im Corrigieren, verlange Revisionen und Superrevisionen, und die Entfernung thut auch das ihrige.

Wenn dies Buch nun fertig ist — dann werd' ich wohl für dies Leben keine Lyrik mehr verbrechen. —

Vom 2ten bis 5ten dieses Monats hab' ich mich in Berlin herumgetrieben.

6*

Die Gesellschaft Otto von Grote's war insofern eine recht traurige, als man sich absolut nicht auf ihn verlassen konnte: eine jede Verabredung wurde von ihm mit rührender Pietät nicht innegehalten. Das ist nichts für Berlin. Trotzdem trafen wir uns zufällig im Ausstellungspark wieder. — Mit Rickert war ich zweimal zusammen, hatte weniger wie sonst davon. — Eine klatrige Aufführung von „Pariser Leben", bes. . . . . Weiber — kurz, es war ein recht dämlicher Scherz, dessen beste Ausbeute ein frisches Exemplar für meine Sammlung verfallener Retourbillets.

9. Juli.

B. B. B. V.

Wie die Könige nennen wir „Vettern“ uns untereinander!

„Wenn die Könige baun, haben die Kellner zu thun.“

14. Juli.

Gestern an meinen Großvater geschrieben, daß ich am 15ten nächsten Monats mein Gesuch um Erteilung einer Arbeit einreichen würde. Denke am 20ten in Berlin zu sein. Ich freue mich auf diese Arbeit, weil ich die 6 Wochen mit Selma zusammen sein werde.

Soeben bringt mir Fritz den Brief des Papa über den 4ten Correcturbogen herauf. Sehen wir, was der Vater schreibt!

Carl der Große (nochmals!).

Also wirklich der Größte sind Sie,
wie Sie selber ja sagen?
„Ja! Allerdings! Doch ist eins größer
als ich noch — mein Maul.“

*

17. Juli.

Der Hiatus ist am störendsten, wenn die darauffolgende hiatische Silbe dem Verse nach in der Hebung steht, dem Sinne nach aber nur schwach oder gar nicht betont ist.

Beispiel: Holz S. 205.

Nur einmal möchte ich noch singen

– ⏗ – ⏗ ∪ ∪́ ∪ ⏗ ∪

Denken wir uns die Worte „möchte ich" im Dactylus, so daß beide in der Senkung stehen — dann fällt der Hiatus lange nicht so häßlich auf.

Beispiel:

Einmal möchte ich dir in die leuchtenden Augen noch blicken,



Römisches Leben
(Otto Erich mit Fritz von Khaynach fechtend)

Dann, in der Seele das Licht, trotzen der ewigen Nacht.

Statt:

Einmal möcht' ich nur noch in die leuchtenden Augen hinabschaun.

Es ist nicht zu umgehen — und schadet auch garnichts, wenn eine an sich unbetonte Silbe an die Stelle einer Hebung tritt. Beispiel für tausende: Iphigenie II, 1:

Das ist das Ängstliche von meinem Schicksal,
daß ich, wie ein verpesteter Vertriebner ...

also:

∪ ∪́ ∪ ∠ ∪ ∪́ ∪ ∠ ∪ ∠ –
∪ ∪́ ∪ ∪́ ∪ ∠ ∪ ∪́ ∪ ∠ ∪

Im Gegenteil: ein jeder wird die Kunst bewundern, mit der durch Anhäufung von an sich unbetonten Silben hier die Diction beschleunigt wird und dadurch ein besonderer rythmischer Reiz entsteht, welcher die gesteigerte, nervöse Leidenschaftlichkeit prachtvoll wiedergiebt.

Dagegen entsteht ein schlechter Vers, wenn die dem Sinne nach un-

betonte Silbe, auf welche aber der Verston fällt — nennen wir sie technisch einfach „erhöhte Silben" — neben eine dem Sinne nach betonte, dem Verse nach unbetonte Silbe — also „erniedrigte Silben" — zu stehen kommt.

Beispiel: Holz S. 250.

Heut ist die Weltstadt am Piräus
ein elendes Barackennest

— ∪́ ∪ ⊥ — ∪́ — ⊥ ∪
∪ ⊥ — ∪́ ∪ ⊥ ∪ ⊥

Das Wort „elendes" würde in dem Zusammenhang — ⊥ ∪ gesprochen werden müssen. Von den drei Silben des Wortes kommt nun aber gerade die betonte mittlere in die Senkung, die beiden unbetonten in die Hebung: das geht nicht. Wenn dagegen in der ersten Silbe Wort- und Verston zusammenfielen, die beiden nächsten Silben den Wortton nicht hätten — dann könnte auf die dritte wieder

recht gut der Verston fallen. Wenn es z. B. hieße:

ein klägliches Barackennest
◡ ◡́ ◡ ◡̀ ◡ ◡́ ◡ ◡́

18. Juli.

Die Silben des deutschen Verses haben eine dreifache Wertung:

1. Die hauptsächliche: nach dem Wortton.

2. Nach dem Verston: auch Silben, welche den Wortton nicht haben, können den Verston besitzen.

3. Nach der Quantität: Silben, welche weder den Verston noch den Wortton haben, können doch von einer besonderen Wichtigkeit für den Vers lediglich durch ihre Quantität sein. Diese Silben sind es insbesondere, welche der deutschen Sprache

die Fähigkeit der Nachbildung antiker Metren verschaffen. Der Spondeus oder wenigstens eine dem antiken Spondeus analoge Bildung ist dadurch ermöglicht.

Beispiele: Schicksal = ⏗ –

Im deutschen Hexameter wird es immer richtig sein, zu schreiben:

Scheue des Schicksals Macht . . .

⏗ ⏑ ⏑ ⏗ – ⏗

und immer falsch:

Scheue des Schicksals Gewalt . . .

⏗ ⏑ ⏑ ⏗ – ⏑ ⏗

In jambischen und trochäischen Versen dagegen — nennen wir sie mit einem gemeinschaftlichen Namen und im Gegensatz zu den doppelsenkigen Versen (also anapästischen und dactylischen): die einzelsenkigen Verse — in einzelsenkigen Versen ist die Quantität einer Silbe für gewöhnlich ohne Bedeutung (Ausnahme in antiken Odenmaßen, die aber überhaupt gemischt sind).

Beispiele:

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen . . .

– ◡́ ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ ◡

„Heiß“ im Anfang ist jedenfalls quantitativ schwere Silbe und steht in der Senkung. (Übr. schlechtes Beispiel, hier kommt S i l b e n h e b u n g hinzu.) Besser:

Wer sich der Einsamkeit ergiebt . . .

◡ ◡́ ◡ –́ – –́ ◡ –́

Das Wort „Einsamkeit“ würde im doppelsenkigen Verse nur als Spondeus (und darauffolgende neue Hebung) gebraucht werden können: im einzelsenkigen Verse ist die Q u a n t i t ä t der Mittelsilbe i r r e l e v a n t.

R e g e l: D i e W e r t u n g e i n e r S i l b e n a c h d e r Q u a n t i t ä t k o m m t i m D e u t s c h e n n u r i n d o p p e l s e n k i g e n V e r s e n z u r G e l t u n g. F ü r e i n z e l s e n k i g e V e r s e i s t d i e Q u a n t i t ä t i r r e l e v a n t.

Lichtlein schwimmen auf dem Strome,
Kinder singen auf der Brücken . . .
(Goethe.)

Die erste Zeile ist derselbe Vers wie die zweite — obwohl die erste –́ – –́ ⏑ und die zweite –́ ⏑ –́ ⏑ beginnt.

Dagegen:

Lichtlein leuchten der Mutter auf finster gefährdeten Pfaden . . .
Denn mit vertraulichem Blick schauen die Kinder auf sie.

Das erste Gesetz für den Reim ist, daß die durch ihn hervorgehobenen Silben für den Sinn der Verse von Wichtigkeit sind.

Es ist scheußlich, wenn Platen reimt:

Scheint dir der Pfad, auf dem du gehst, so sicher,
und willst du noch einmal, o Jugendlicher . . .

In der ersten Zeile liegt in den gereimten Silben der für den Gedanken wesentlichste Begriff und die correspondierenden Silben der zweiten Zeile sind nichts als eine leere Endung. Der Contrast ist hier kraß und ins Empfinden fallend.

In sehr vielen, ja den meisten Fällen aber ist dieser Mangel nicht so deutlich, indem beide Reimworte zwar nicht ganz ohne Bezug auf den Sinn, aber doch mehr oder weniger gleichgültig sind. Es entsteht dann jene Banalität des Reimes, die dem Feinfühlenden derartige Verse so hohl und gespreizt-unschön erscheinen lassen und die der Dilettant nicht einzusehen und zu erklären vermag, da ja nach seiner Ansicht alles ganz famos stimmt, die Reime von tadelloser „Reinheit" sind.

Gutheil Nebo.

Ich stand und sann, und längst vergessne Worte
erfüllten plötzlich mir die Seele ganz:
„Wenn irgendwo, gewiß an diesem Orte
zeigt sich der große Gott in seinem Glanz".

Die Reimworte sind hier sämmtlich Flickworte. Daher entsteht — ohne daß man sich der Ursache bewußt wird — dieses entsetzliche Gefühl der Geistesöde, der Trivialität.



In Karlsbad

Es ist ein gewagtes Unternehmen, zu versuchen, denselben Inhalt mit Betonung des Sinnes in den Reimen wiederzugeben. Versuchen wir's und möglichst sinnlich:

Und wie ich sann und alter Worte
dachte —
da sprangen sie in meinem Hirn empor:
‚Du bist ihm nah! Wo sich der Busch
entfachte —
hier wohnt der Gott — und bald tritt
er hervor!"

(Eine Diction, die freilich absolut nicht zu dem Gutheilschen Phrasenstile paßt.)

Holz S. 323.

Doch verlästert mich nicht, denn dann seid ihr verratzt
und der Teufel kommt gleich, mich zu holen,
denn ich habe noch nie eine Jungfer beschwatzt
und silberne Löffel gestohlen!

Da ist jedes Reimwort — eine Pointe. Der ganze Gedankeninhalt ist in den Reimworten enthalten. So soll es sein: erst dann hat der Reim

seinen ästhetischen Zweck erfüllt. Ebenso Goethe:

> Sieh, diese Senne war so stark,
> Dies Herz so fest und wild,
> Die Knochen voll von Rittermark,
> Der Becher angefüllt.

Ein prächtiges Beispiel!

> Was hör' ich draußen vor dem Thor,
> Was auf der Brücke schallen?
> Laß den Gesang vor unserm Ohr
> Im Saale wiederhallen!

Thor — schallen — Ohr — hallen — der gesammte Inhalt der 4 Zeilen liegt in diesen 4 Reimworten. Man spreche dieselben zum Scherz mal allein mit einigen Gesten und man wird sich wundern, wie weit man dadurch den Inhalt gedanklich wiedergeben kann. Ebenso frappant ist es im Erlkönig: Wind — Kind — Arm — warm: der ganze Inhalt fast. So mehr oder weniger überall bei Goethe.

[An dieser Stelle der Handschrift sind mehrere Blätter herausgerissen und entfernt worden. Der Anfang der hier folgenden Untersuchung fehlt:]

Also ein doppelsenkiges Maß, zwei Hebungen in der Zeile, — dazwischen an rhetorisch hervorstechenden Stellen drei Hebungen in der Zeile. (?) Oder soll man jene drei Stellen, in denen das vorkommt, auch noch zerlegen?

Steht ein ⊥ ◡́
Jünglingmann ⊥ ⊻ ⊥?

und

O löst mir ◡ ⊥ ⊥
das Rätsel des Lebens ◡ ⊥ ◡ ◡ ⊥ ◡?

und

das qualvoll ◡ ⊥ ⊥
uralte Rätsel ◡ ⊥ ◡ ⊥ ◡?

Der Schluß des Gedichtes scheint dafür zu sprechen.

19. Juli.

Heine I. 242. 7.

⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ / –́ ⏑ ⏑ –́
–́ ⏑ –́ ⏓ –́
⏑ –́ ⏑ –́ – / ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑
⏑ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ / –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑

besser:

⏑ –́ ⏑ –́ ⏑
–́ ⏑ ⏑ –́
–́ ⏑ –́ ⏓ –́
⏑ –́ ⏑ –́ –
⏑ –́ ⏑ –́ ⏑
⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑
–́ ⏑ ⏑ –́ ⏑

⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ ⏑ –
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
⏓ – ⏑ ⏑ –
⏑ ⏑ –́ –́ ⏑ ⏑ –́ –

oder

– ⏑ –
⏑ ⏑ – – ?

⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑
⏑ –́ ⏓ ⏓ –́ ⏑ –́ ⏑
[? ⏑ –́ ⏒ –́ ⏓ ⏑]
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
– ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ – ⏑ ⏑
– ⏑ – ⏑
⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑

Die Nordseebilder von Heine haben dieselben Verse wie die Niebelungen von Wagner. Bei diesem kommt der Stabreim noch hinzu. Heine aber druckt immer zwei Zeilen in eine. Wagner scheidet genau zwischen zweihebigen und dreihebigen Zeilen, die ersteren rückt er auch äußerlich im Druck ein.

Heine würde drucken:

Leb' wohl, du kühnes, herrliches Kind,
Du meines Herzens heiliger Stolz!

Wagner würde drucken:

Wie auf dem Felde
die Weizenhalmen,
so wachsen und wogen
im Menschengeist
die Gedanken.

Magdeburg
Berlin
1890



Kur in Karlsbad

14. Juni.

Ich beginne einmal wieder ein Tagebuch. Wie lange wird's dauern? — Aber ich habe wirklich eine Art Bedürfnis. Während meiner Schüler- und Studentenzeit hab' ich mich in Versen dokumentiert. Das ist vorbei. Ich fühle deutlich, daß ich kein Lyriker mehr bin: kein echter, kein naiver mehr. Es kommt etwas Andres dran.

Confessionell muß ich bleiben, irgendwie. Vielleicht ist daher grade jetzt erst das erste Datum eines Tagebuchs für mich gekommen.

Heut' Abend ist „Menschenclub", eine freie Gruppierung der isolierten „Menschen" hier, in diesem, diesem — Magdeburg. Eine Gruppierung beim Biere natürlich: ist sie doch von mir ins Leben gerufen. Hans Große, mein lieber „College Hans" wird da sein, Papa H., Geißler, der Corregidore, der „Dichter" des Glykerion*, Mänicke, Johannes Schlaf und der Einjährige Feustel. Es ist immer etwas. Mehr, als man von Magdeburg glauben sollte.

Ich will es durchführen, nur einmal in der Woche in einen derartigen Freundeskreis zu gehn. Es ist ein zu gefährliches Vergnügen für mich. Ich gebe mich gesellig zu leichtsinnig aus. Ich habe den Hang, geistig und auch physisch in dem Genuß eines litterarisch angeregten persönlichen Verkehrs ganz aufzugehn. Das überreizt und verflacht zugleich. Die Einsamkeit ist der conservierende Äther der

* Hs. hat Glykerikion.

Individualitäten. Ich will mich nicht deshalb, einem braven Instincte consequent folgend, von aller „Gesellschaft“ emanzipiert haben, um schließlich als amüsanter Kneipgeselle meiner noch so guten Freunde zu enden.

Meinem „Wirt“, dem Bruder meiner Selma, hat seine Frau gestern einen Jungen geboren. Er krächzt nebenan. Auch dieser Geselligkeit werde ich wohl zeitlebens fern bleiben. Das freilich wider Willen.

Der Hauptstamm des Kreuzes, an dem Christus verschied, hat oben eine runde Krümmung. Als Christus zuletzt zu seinem Vater aufschaute, bog sich das Holz vor der Kraft seines ingrimmigen Schmerzes. Daher der Krummstab der Bischöfe.

15. Juni.

Zweierlei muß ich noch als für die Entstehung dieses Tagebuchs wichtig anführen: ein äußeres und ein inneres Motiv, damit zu beginnen. Einen äußeren Anlaß bot mir die Lectüre der Hebbelschen Tagebücher. Er gefällt mir zwar garnicht, dieser große Jambenmeister, seine Persönlichkeit, wie sie aus diesen Tagebüchern hervorscheint, ist mir vielmehr gründlich widerwärtig — dieses Nebeneinander weichlichster Sentimentalität und borniertesten, eitelsten Egoismus verrät, wie wenig verinnerlichte Kultur in dem Kerl steckte —, aber der geistige Reichtum dieser im zwang-

losen Nacheinander, gleichsam spielend, zusammengeschriebenen Riesenbände ist doch enorm. Und dann sind sie ein menschliches Document ersten Ranges: gerade durch die Nichtoffenheit in wichtigsten Lebenssituationen interessant.

Über den Tod eines Karnickels oder sonstiger Zierbestie viel seitenlange, geist- und phrasenreiche Wehklagen. „Ruhe sanft, mein Herzi, Lampi, Schatzi: Dies wünscht dir dein ewiger Schuldner Friedrich Hebbel.“ Und wenn seine Elise stirbt, das Weib, das ihn früher in Hamburg gepflegt und gefüttert, seine Schulden bezahlt und ihm zwei Kinder geboren hat, deren Liebe zu ihm so groß und heilig gewesen ist, daß sie ihm selbst das Glück seiner späteren Ehe — gegönnt hat, dann findet sich hierüber im Tagebuch nicht einmal eine Notiz, und erst am Jahresabschluß wird die Thatsache gleichsam registriert. Und dann noch so ein ekelhaftes Augen-

verdrehen, mit dem die „Frommen“ sittliche Verlegenheiten zu verschleiern verstehn: „Dennoch (!) werde ich niemand lieber als ihr in den reineren Regionen begegnen, wenn sie sich mir dereinst erschließen.“ —

Also ich wurde durch diese Lectüre angeregt, mit den Jahren auch so ein Werk zusammenzuschreiben: mühlos — für mich etwas sehr Lockendes! — aus innerer Lust. Und ganz bewußt denk' ich daran, daß die Menschen das nach meinem Tode einmal lesen sollen, denn ich habe in Absicht mich meiner Zeit als dazu interessant und wichtig genug zu erweisen.

Damit komme ich auf das zweite, das innere Motiv. Ich habe nämlich den Aberglauben, daß ich noch in diesem Jahre „berühmt“ werde, daß ich meine schriftstellerische „Carriere“ mit diesem Jahr beginne und also auch einmal später von diesem Jahre an „interessant“ sein werde. Denkt

mal an: so arrogant bin ich! — (Übrigens dieses „denkt mal an“ ist wohl hannoverscher Provinzialismus?) —

Heute schickt mir der gute Paul Lindau meine Comödie, den Zweiakter, der einstweilen noch „Verachte das Weib“ heißt, zurück. Das ist nichts für ihn. „Ich finde den Stoff so unbehaglich, das Verhältnis zwischen Vater und Sohn so tief verletzend, daß ich . . .“ u. s. w. Na ja. Er ist am 3. Juni 1839 geboren und zwar hier, in Magdeburg.

Dagegen schreibt er mir zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß er meine Übersetzungen aus dem Pierrot Lunaire, meine lieben „Mondrondels“ in „Nord und Süd“ abdruckt. Sowohl die „Moderne Dichtung“ wie die „Freie Bühne“ haben mir dieselben als allzu extravagant zurückgeschickt. Und nun — das gibt zu denken. —

Gestern Abend im „Menschenclub“ eigentlich nur mit Feustel ein paar

ernstere Worte gesprochen. Suchte ihn für den Gedanken zu gewinnen, demnächst eine Redacteurstelle an einem der nun bald en masse nötig werdenden sozialistischen Blätter zu übernehmen. Schien nicht abgeneigt. Ich werde ihn an Baake dirigieren. Solche Kräfte sind Gold.



In Karlsbad

17. Juni.

Gestern war ein verlorner Tag. Ein Tag, welcher der Jurisprudenz gehörte. Pfui Deubel!

Wann wird diese Schmach ein Ende haben? Antwort: wenn du einen nennenswerten Bühnenerfolg erzielt hast. Darum: arbeite! —

Die Prostituierten sind ja schon Reuige. Sie haben sich alle einmal gegen das geschlechtliche Moralgesetz unserer Gesellschaft vergangen. Sie haben sich alle einmal ohne Rücksicht auf den Preis — preisgegeben, aus Liebe oder aus Leichtsinn. Nun aber haben sie sich bekehrt. Sie bereuen nun ihren „Fehltritt". Sie suchen ihn

nun dadurch wieder gut zu machen, daß sie sich so recht handgreiflich nur noch gegen Barzahlung preisgeben. Etwas plump — wie Büßerinnen sind.

— — — — — — — —

19. Juni.

Auch der heutige Tag müßte eigentlich der Jurisprudenz gehören: ich habe da ein Urteil zu machen in einer Sache, in welcher der Angeklagte des Betruges für nicht schuldig befunden ist, weil die belastenden Zeugen — Juden waren. „Ich glaube keinem Juden gegen einen Christen!" erklärte der Herr Landgerichtsrat G., als sich der Gerichtshof zur Beratung zurückgezogen hatte.

Aber ein paar Morgenstunden will ich doch meinem Drama widmen. Das wird mir sonst zur nächsten Saison wieder nicht fertig. Heute vor einem Jahr war ich mit der Sache

(„Um den Glauben“, Drama in vier Akten) schon einmal grade so weit wie jetzt. Aber es ist doch ganz gut, daß ich sie erst dies Jahr mache.

Lese zur Zeit Bellamy's „Rückblick“. Schade, daß der Kerl so wenig oder garnicht Künstler ist: Alles nicht Lehrhafte kommt so beängstigend dilettantisch heraus. Keine Menschen — alles Abstraktionen.

22. Juni.

Gestern war „Menschenclub" in den „Drei Kaisern". Anwesend waren — in der Reihenfolge der Wahlverwandtschaftsnähe — College Hans, Feustel, Papa, Schlaf, ein Herr Buch, Philologe seines Zeichens, und der „Dichter", Carl Wilhelm Geißler, dessen Comödie in Versen, „Glykerion"* von dem hiesigen Sommertheater angenommen wurde.

Es wurde natürlich Nietzsche verhandelt. Wo würde jetzt nicht über Nietzsche gesprochen! Feustel wandte sich heftig gegen die „Verschraubtheit" und den „frivolen Atavismus" des „Zarathustra". Vor allem hatte

* Hs. hat wieder „Glykerikion".

der Abschnitt „An meine Brüder im Kriege" seinen Zorn erregt: ist er doch noch Einjähriger. Der Papa, welcher Nietzsche noch nicht gelesen hat, nahm ihn natürlich in Schutz — ebenso wie er stets, wenn man etwas, das er noch nicht kennt, lobt, dieses Lob kritisiert und der entgegengesetzten Meinung ist: das hängt mit seiner grundsätzlichen Verneinungsfreude, mit seiner Lüsternheit des Mißtrauens im allgemeinen zusammen.

College Hans schloß sich mir an, als ich wieder einmal betonte, daß Nietzsche immer nur in erster Linie ästhetisch aufgefaßt, genossen — eben genossen! — werden wolle und müsse.

Ich sehe eine Zeit herankommen, in der man diesen graziösen „Tänzer" mit plumpen Händen greifen und auf das Prokustesbett der ernsthaftesten „Philosophie", der grausamsten Systematisiererei zu fesseln versuchen wird. Man wird ihm seine „Widersprüche" nachweisen, ihm die „Unhaltbarkeit"

seiner „Ansichten“ vordemonstrieren, und ein jeder wird ihn sich dann mitleidslos zurechtschneiden. Armer Kerl!

Heute hab' ich mir ein Leitwort (auf deutsch: „Motto“) für meine Angele („Verachte das Weib“) aus seiner „Fröhlichen Wissenschaft“ notiert:

„— und wie viel feine Freude, wie viel Geduld, wie viel Gütigkeit selbst verdanken wir gerade unserm Verachten! Zudem sind wir damit die „Auserwählten Gottes“: das feine Verachten ist unser Geschmack und Vorrecht, unsre Kunst, unsre Jugend vielleicht . . .“.

Ich will übrigens nicht vergessen, daß C.W. Geißler, welcher den Nietzsche auch noch nicht kennt, gestern Abend feierlich erklärt hat, derselbe sei für ihn „der Philosoph *κατ' ἐξοχὴν*“. Ein zu lieber Kerl, dieser Dichter: wenn er so etwas sagt mit dem vollen Brusttone jenes edlen Pathos, der ihm seit seiner Comödiantenzeit unabänder-

lich anhaftet, ist er einfach zum Küssen. —

Eben geht mein guter Selmoppel zur Bahn, um nach Halle zur Mutter zu fahren. Die hat sie gebeten, ihr bei der Gelegenheit leere Körbe, die sie mit Futterage an ihren Sohn, meinen „Hauswirt“, gesandt hatte, wieder mitzubringen. Selma bat nun ihren Bruder, ihr dieselben an die Bahn zu bringen. Aber der schützte — Kopfweh vor. Er, der „Wachtmann“, geht natürlich nicht gern am Sonntagnachmittag mit alten, leeren Körben über die Straße. So etwas ist doch für einen „Beamten“ zu genierlich. Da hat denn der Selmoppel die Körbe selber nehmen müssen und geht nun mit trotzig-schnellen Schritten mit ihnen durch das Gewühl der Sonntagsspaziergänger. Wie ich ihr so aus dem Fenster nachsah — einer einfach und sehr anständig gekleideten Dame, welche in beiden Händen alte, leere, schmutzige Körbe trägt —, wurde



Marine von Salò

ich ihr wieder einmal sehr gut und gelobte mir aufs neue, daß sie noch einmal sehr viel bessere Tage sehn soll. Es ist so hübsch, daß sie nicht an dem „Kopfweh" ihres Bruders leidet, das heißt an der Dummheit. Jene trostlose Dummheit unseres traurigen „Mittelstandes". —

Ich verplempere den Nachmittag mit dem Schreiben an diesem hinterhältigen Tagebuche, statt die kostbare Zeit zur Arbeit an meinem Drama zu verwenden. Ich schreibe so entsetzlich langsam: wer wird mir glauben, daß ich schon drei Stunden heut' dabei sitze, beziehungsweise dabei herumlaufe, herumstehe, herumdenke? Aber es macht mir Freude, ich fühle, daß ich in Zug komme, Geschmack an dieser Arbeit gewinne. Nun aber Schluß!

24. Juni.

Gestern ein scheußlicher elfstündiger Arbeitstag im Dienste der Justiz. Abends um Acht schließlich mit Tinte und Streusand beschmiert davongelaufen.

Heute früh Brief und Honorar — 15 Mark — von der „Modernen Dichtung" erhalten. Letzteres sehr nötig: hätte sonst morgen meine Uhr versetzen müssen. Ewige widersinnigste Geldklemme. Ich und Geldklemme: es ist etwas zu Dummes!

Darum: ans Werk! Heut' will ich den ersten Akt von „Um den Glauben" fertig bringen.

26. Juni.

So bin ich nun. Vorgestern wollte ich den ersten Akt bestimmt fertig machen. Vorgestern hatte ich aber Geld bekommen und blieb deshalb bis Nachts zwei Uhr mit Papa und Geißler beim Biere sitzen. Gestern hatte ich auch noch Geld und verkneipte mit Feustel den ganzen Tag, heut' Morgen schrieb ich eine kurze Entgegnung auf die Paul Ernstschen Aufsätze über Nietzsche für die „Freie Bühne", ging dann aus und aß und kneipte bis jetzt. Jetzt ist es 7 Uhr Abends, gleich besucht mich Feustel, um Acht kommt Selmoppel zurück und zudem muß ich noch ein entsetz-

lich langweiliges Urteil absetzen. Morgen aber habe ich einen schweren Sitzungstag vor mir und möchte auch noch Abends in die „Stützen der Gesellschaft“ mit Selma. Sonnabend werde ich dann wieder ein kräftiges Erkenntnis zu schmieren haben, sodaß ich also summa summarum diese ganze Woche nichts als die zwei Zeilen am Montag an meinem Drama überhaupt gearbeitet habe. Ja — so bin ich nun!

12. Juli.

Also: seit dem 26. Juni nicht zur Besinnung gekommen. Natürlich auch keinen Strich an meinem Theaterstück gemacht.

Es hatte verschiedene Ursachen. Erstens hatte ich Geld gehabt, meinen Wechsel — 240 Mark — und 50 Mark Honorar von Reißner. Heute, am 12ten ist endlich alles alle: mein Selmoppel ist mit dem Rest und 100 Mark, die mir ihre Mutter zu dem Zwecke gegeben hat, nach Augustusbad zu ihrer Erholung abgedampft. Zweitens diese widerwärtige Schwurgerichtsperiode! Ich bin aus dem massenhaften Schmieren garnicht her-

ausgekommen. Man ist ja als Referendar nichts Anderes als der Protokolletarier der Justiz.

Heut' Abend kommen Baakes und wollen meine Gäste heißen. Ich hatte sie so herzlich eingeladen — hoffentlich bringen sie Geld mit.

Es ist doch ein ganz anderes, ein viel ruhigeres, einfacheres Gefühl, wenn man kein Geld mehr hat. Schon das ewige Nachsinnen darüber, wie man es unterbringen soll, macht den entgegengesetzten Zustand zu einem unleidlichen, ganz abgesehen von dem Zeitraubenden des Ausgebens an und für sich. Man kommt ja garnicht zur Besinnung.

24. Juli.

Also Baakes waren da. Sie kamen am Sonnabendabend, und Dienstag früh, 15ten Juli, fuhr ich mit ihnen in den Harz. Es war das mal wieder in jeder Beziehung riesig leichtsinnig von mir. 30 Mark hatt' ich mir dazu erst von Cajöry pumpen müssen, und Urlaub oder Dispens wurde mir vom Rat B. rundweg und in ziemlicher Ungnade abgeschlagen.

„Nun gerade!" sagte ich mir. In Halberstadt besuchten wir den edlen Fractionsgenossen Herrn Hutmacher Heine, der zum Unterschiede von Heinrich Heine — August mit Vornamen heißt. Um Drei waren wir in

Harzburg und tranken unter den Eichen Café, um Fünf etwa brachen wir auf. Wir gingen nach dem Silberborn, dem Elfenstein, der Käste. Von dort wollten wir nach Romker-Hall, verliefen uns aber und gelangten gegen 9 Uhr auf dem Ahrendsberger Forsthaus an. Nachdem wir da den Durst in Milch gelöscht und gute Menschen, die zur Rast dort saßen, durch unsrer Jamben leichtes Spiel ergötzt, gingen wir noch im Dunkeln das Okertal hinauf nach Altenau.

Da gab es Spatenbräu in Krügen à 30 Pfennig — ganz Berlin! Wir labten uns und stiegen dann zu Bett.

Am anderen Morgen war der Himmel bewölkt. Wir tranken im Garten gemeinschaftlich Café und machten uns nach Riefensbeck auf. In Altenau traf ich zufällig meinen Vetter R., den ich nicht wiedererkannte, denn er war merkwürdig häßlich geworden. Er stand mir noch als der niedliche Schulbube und Bruder



Villa Halkyone

Dieses Bild stellt, nach rechts anschließend, die Fortsetzung des daneben stehenden Bildes dar



Villa Halkyone

seiner geliebten Schwester Hermine in der Erinnerung aus den Jahren 82, 83.

Die Lene konnte nicht Worte der Bewunderung genug über die zahllosen am Wege rauschenden Quellen und Quellchen finden. Fließendes Wasser kannte sie nur aus der Berliner Wasserleitung, und diese Verschwendung erschien ihr daher göttlich.

Es war aber wirklich auch wunderschön, und ich fühlte mich mit Genuß und Stolz als Oberharzer. Ach, daß ich gar so früh entnabelt wurde! Nur wenige Jahre noch in jenen Wäldern, in jener Luft so würzig und so rein, ein Andrer wäre wohl aus mir geworden, nicht so ein städtischer Culturplebejer.

Auch auf diesem Wege extemporierten Curt und ich fleißig Jamben — und sprachen also der Natur nur Hohn.

Den Nachmittag und Abend verbrachten wir still in Riefensbeck und entfernten uns nur wenig vom Klapprodtschen Hause. Baakes gefiel alles

sehr wohl. Besonders die reinliche Wohlhabenheit, welche für diese Art Harzbewohner so charakteristisch ist, erfüllte sie mit ehrfürchtigem Staunen: zum Teil auch mit Grauen, denn sie meinten, das müsse doch alles sehr teuer sein.

Für mich war bei Klapprodts kein Platz: ich wurde aber beim Schwiegersohn, dem Förster Dannenberg, untergebracht.

Am andern Morgen mußte ich an die Heimkehr denken. Tags darauf, also am Freitag hatte ich Sitzung und mußte in Magdeburg sein. Das Geld war auch alle. Ich stellte fest, daß ich 5 Uhr 50 von Clausthal abfahren mußte, um Abends um Elf in Magdeburg zu sein. Lauter Bummelzüge.

Baakes wollten mich nach Clausthal bringen. Der Weg, wurde uns gesagt, wäre 1 1/2 Stunden lang. Wir brachen um halb Elf auf, verliefen uns natürlich gründlich und kamen nach 3 1/2 Stunden, gegen 2 Uhr, lediglich

zufällig in Buntenbock an. Da machten wir kurze Rast und gingen dann nach der Vaterstadt des großen Otto Erich.

Wir waren reichlich müde, als wir daselbst ankamen, setzten uns vor die „Krone“ und labten uns an Speis und Trank. Das Bier — auch Spaten — taugte leider nichts.

Durch den Hausdiener ließ ich meinen Vetter Bruno Wendeborn, der zur Zeit dort auf der Academie ist, citieren. Er war sehr drollig, wollte nicht glauben, daß Baakes — wirklich verheiratet seien, wodurch diese wieder daran erinnert wurden, daß sie sich für fünf Groschen ein paar Trauringe kaufen wollten.

Dann haben sie mich alle zur Bahn begleitet.

Die Rückfahrt war — mit Ausnahme der interessanten Strecke Clausthal-Langelsheim — schrecklich.

Abends hab' ich dann noch mit Nielsen, dem politischen Redacteur der

9*

Magdeburgischen Zeitung, bei Wolff ein paar Glas schönen Bieres getrunken.

Und dann wieder hinein in den Stumpfsinn . . .

26. Juli.

Großer Streik in der „Freien Bühne". Holz, Schlaf und Bahr sagen sich los. Brahm ist ihnen nicht gefügig genug. Um ihren Austritt mit möglichstem Eclat und Nachdruck zu bewerkstelligen, wollen sie eine Erklärung in die Zeitungen bringen:

> „Die Herren — und nun möglichst viele jungdeutsche Namen — ersuchen uns, mitzuteilen, daß sie der von Dr. Otto Brahm herausgegebenen ‚Freien Bühne' ihre Mitarbeit entzogen haben und dieses Blatt nicht als Organ der neuen Kunst anerkennen."

Dieser Erklärung sollte auch ich mich anschließen. Holz forderte mich zunächst brieflich dazu auf. Ich schrieb ihm vorgestern Abend, daß ich diesen Schritt nicht billige. Sie hätten sich von vornherein sagen müssen, daß Brahm's und ihre Tendenzen keineswegs identisch seien. Sie hätten von ihm immer nur erwarten können, daß er sie stets zu Wort kommen lassen würde. Das hätte er meines Erachtens, soviel ich wüßte, in vollem Maße gethan. Mehr verlangen, hieße verlangen, daß Brahm sich ihnen einfach unterordne. Das wäre aber unbillig und ungerecht gegen Brahm, der eigentlich auf unsere „neue Kunst" zum ersten Mal in Berlin mit Nachdruck aufmerksam gemacht hat.

Gestern Morgen um 7 Uhr kam Schlaf zu mir. Ich lag noch im Bett — so jagte ein Schlaf den andern.

Ich müßte auf jeden Fall beitreten — „alles Gebein" schlösse sich an — man müsse sich solidarisch

fühlen — endlich sei für Berlin der Zeitpunkt gekommen, wo man sich auf die eigenen Füße stellen könne — man müsse den Leuten zeigen — u. s. w.

Ich stand auf, zog mich an, trank Café und ging aufs Gericht. Er redete in einem Bogen auf mich ein, und ich hätte nie geglaubt, daß der stumme Denker also zu einem schlauen Stänker werden könne.

Und die Sache hatte ja einiges für sich. Die Situation würde sich klären, das elende Compromittieren nähme ein Ende, es wäre vielleicht wirklich schon ein Publicum für uns allein da . . . aber, aber, aber . . .

Vor allem: was wird aus dem „Verein Freie Bühne", wenn wir Jungen uns wirklich solidarisch gegen Brahm erklären?

Und andrerseits: treten wir nicht geschlossen — alle für einen auf — fehlt beispielsweise Gerhart Hauptmann —, ist es dann nicht der reine

Selbstmord, ein plumpes sich neben den Stuhl setzen?

Ich traue Brahm zu, daß er die Energie besitzt, in diesem Fall zu sagen: Nun erst recht — und wenn der ganze Schnee verbrennt . . .

Dann aber würde alles ruhig weiter bestehen, wir aber würden als unverträgliche Radaubrüder einfach draußen sitzen.

Ich habe mich aus all diesen Erwägungen schließlich dazu entschlossen: ich habe Schlaf autorisiert, an Holz zu telegraphieren — bis gestern 12 Uhr Mittags mußten nämlich sämtliche Erklärungen abgegeben sein —:

„Durch Schlaf bestimmt, schließe mich an, falls Gerhart Hauptmann dabei ist."

Ich sage mir nämlich:

Ist Gerhart Hauptmann dabei, der Duzfreund Brahm's, der Mann, der durch die „Freie Bühne" creiert und über Nacht zu einer europäischen Berühmtheit gemacht ist, den ich

außerdem als honetten, vornehmen Kerl kenne, dann ist mir das eine Garantie dafür, daß der Schritt nicht nur für Holz, Schlaf und Bahr eine subjective, sondern für uns alle eine objective Berechtigung besitzt, das heißt eine Berechtigung um der Sache willen, für die wir alle kämpfen.

Dann aber wäre es Pflicht, sich anzuschließen, ohne Rücksicht auf alle sonstigen Bedenken: insbesondere ohne Rücksicht auf das eigene „Fortkommen".

Andrenfalls aber wäre es Unsinn: bloß aus Freundschaft für Holz und Schlaf kann ich so etwas nicht thun.

Weimar, 24. August.

Endlich! Gott Strambach: was ist in den letzten vier Wochen, daß ich nicht an dieses Buch gekommen bin, alles mit mir passiert!

Ruhig! Actenmäßig erzählen!

Also! Am 1. August kam der Landgerichtsdirector Dr. S., mein hoher Vorgesetzter, aus dem Urlaub zurück und übernahm die Geschäfte wieder.

Dieses erweckte in meiner Seele den Wunsch, nunmehr ebenfalls auf Urlaub zu gehen. Ich ging also zu dem kleinen Doctor E. und ließ mir

von diesem in duplo testieren, daß ich an den Folgen einer chronischen Nierenentzündung und allgemeiner Nervenschwäche derartig litte, daß ein vier- bis sechswöchentlicher Aufenthalt in einem Seebade für die Wiederherstellung meiner Gesundheit dringend notwendig wäre.

S. ließ mich zu sich rufen. Er sagte mir, daß er — er vertrat Sie nämlich gleichzeitig den Präsidenten — mir unter solchen Umständen selbstverständlich fünf Wochen Urlaub, das heißt bis zum Schluß der Gerichtsferien, bewillige.

Dann entspann sich folgendes Gespräch:

— Sagen Sie mal, Herr College . . . ich habe gehört: Sie sind Schriftsteller?

— Ja.

— Sie haben schon verschiedene Bücher drucken lassen?

— Ja.

— Unter einem Pseudonym?

— Ja.

— Und haben damit Anerkennung gefunden?

— Zum Teil, ja.

— Sagen Sie mal — dann bin ich wohl berechtigt, anzunehmen, daß Ihre Interessen eigentlich auf einem anderen Gebiete als dem der Jurisprudenz liegen?

— Ja.

— Ja, aber dann ... Erlauben Sie mir: weshalb quälen Sie dann sich und — uns? Sind Sie vielleicht der Ansicht, daß Ihre juristische Vorbereitungszeit für Ihre litterarischen Zwecke von besonderem Vorteil wäre?

— Nein, durchaus nicht. Vielmehr ...

— Verzeihen Sie, Herr College: ich will durchaus nicht in rein persönliche Verhältnisse eindringen . . .

Na, trotz dieser Versicherung war es natürlich gerade seine Absicht, zu erfahren, wie ich dazu kam, so unnatürlich den Referendar zu tragieren.

Ich teilte ihm also mit, welche „persönlichen Verhältnisse“ mich hierzu zwängen; daß mir, falls ich die juristische Carriere verließe, seitens meines Großvaters, auf den ich materiell lediglich angewiesen sei, die Subsistenzmittel würden entzogen werden, und daß er mich enterben würde.

Bei der Erwähnung der Enterbung fragte er noch:

— Und handelt es sich dabei um etwas Erkleckliches?

— Ja doch, antwortete ich, denn ich halte 40,000 Mark doch immerhin einstweilen noch für etwas „Erkleckliches“. —

Der Vetter Schorse stört mich. Wir wollen einen Vesperschoppen trinken. Nächstens mehr.

Weimar, 29. August.

Morgen fahr' ich wieder fort von hier. Und ich bin ganz froh darüber. Zwar fühl' ich mich hier im Wendebornschen Hause recht wohl und gemütlich, aber ich habe so gelegentlich in der Kneipe in den hiesigen Stadtklatsch hineingerochen, und da ist mir der bewußte Gestank der Kleinstadt mal wieder in seiner vollen Ekelhaftigkeit in die Näse gedrungen. Brr! Pfui Deuwel!

Und wenn dem guten Weimar nichts aus seiner „classischen" Zeit verblieben wäre — an diesem Theater-,

Hof- und sonstigen gemeinen Klatsch würde es die Frau Superintendent Herder, wenn sie plötzlich dem Grabe entstiege, „mit Freuden und sofort“ wiedererkennen.

Man muß das erlebt haben, um sich vorstellen zu können, in welcher Weise Goethe über den Verhältnissen und Menschen gestanden hat, als er die Christiane ins Haus nahm.

Berlin W., Bayreutherstraße 5 part.

1. Oktober.

Das begreift natürlich nur einer, der mich seit den letzten fünf Jahren genau kennt: mit welcher Wollust ich nämlich über dieses Tagebuch Adresse und Datum setze.

Meine Berliner Adresse! Meine definitive Berliner Adresse — ist doch damit, daß ich nun endlich nach Berlin übergesiedelt bin, schon einer meiner Lebenswünsche erfüllt: ich glaube nicht, daß ich für dieses Leben



Garten am See (Villa Halkyone)

Berlin noch einmal anders als vorüber-
gehend wieder verlassen werde.

Und das Datum ist das des Ab-
laufes eines gewissen Gesetzes. Die
internationale Sozialdemokratie — sie
lebe: hoch! — und nochmals: hoch!!
— und zum dritten Male: hoch!!!

2. Oktober.

Heute auf Anfrage Brief von Lindau: würde ihm große Freude sein, mich wiederzusehen. Ja — ja: ich „strebe" jetzt: werde auch dem graußen A. L. Besuch machen und überhaupt vor keinem — mehr ausspucken. Wollte man das hier in Berlin durchführen, könnte man sich in wenigen Tagen die Schwindsucht an den Hals spucken.

Gestern Abend war der Vetter C., Referendar, Dr. jur., Reserveleutnant bei der Garde, allein bei uns. Wir schmausten einen blanken Fisch und

tranken hellen Wein dazu. Für alle die Würden, welche dieser Vetter bekleidet, ist es ein sehr annehmbarer und verständiger, dabei „liebenswürdiger" Jüngling. Selma trank zuviel und — erzählte infolgedessen. Drollig, viel gelacht! —

Ein halbes Jahr Pause

1891

Berlin N.W. Karlstraße 32,
Quergebäude III, l.

13. April.

Lächeln muß ich, wenn ich lese, wie ich vor einem halben Jahr „Bayreutherstraße 5“ als meine „definitive“ Berliner Adresse niederschrieb. Wie froh bin ich, daß ich aus jenem Hinterhausloch, in das kein Blick der himmlischen Gestirne jemals hineinfiel, mich gerettet habe.

Zwar wird auch dies ein Hinterhaus genannt — sprech' ich vom „Quergebäude“, höhnt man mich —,

doch lieber wohn' ich so mit freiem Blick auf grüne Bäume eines weiten Parks — als vornhinaus am Lärm der schmutzigen Straße . . .

Also der Hund hatte mich richtig schon nach drei Monaten „gesteigert". Ich bezahlte 400 Mark pro Jahr: nun wollte er 480 haben. Ich hatte nur auf ein halbes Jahr Contract gemacht. Ich hätte bei dem mir eigenen passiven Beharrungsvermögen nicht gekündigt — obwohl die Wohnung eigentlich nur Schattenseiten in des Wortes sinnlichster Bedeutung besaß —, aber diese Frechheit reizte mich, und so zog ich aus.

Der Zufall wollte es, daß mein Freund Fritz Schmidt gerade zum 1. April seine prachtvolle Wohnung aufgab und mit seiner Mutter zusammenzog. Die hab' ich nun, das heißt die Wohnung.

Freilich kostet diese neue Wohnung nun nicht mehr 400 Mark, auch nicht 480, sondern 775. Meine Unter-

stützung hingegen beträgt nicht mehr wie früher 240 Mark monatlich, sondern nur 160.

Aber trotzdem! „Es wächst der Mensch mit seinen höhren Mieten." Es ist mir ganz gut, wenn ich wirklich — nolens volens — arbeiten muß. (Schafskopf!)

Ich habe nun drei heizbare Zimmer. Zwei nach vorn, das heißt nach dem Park der Tierarzneischule heraus, und ein „Berliner"-Zimmer mit Fenster nach dem Hof. Das letztere ist offiziell Selma's Wohnraum — thatsächlich betrachten wir es als Fremdenzimmer. Denn das ist das Schönste an dieser neuen Wohnung: man kann jetzt seine Freunde ordentlich beherbergen. In der kurzen Zeit, wo wir hier jetzt darin wohnen, ist davon schon mehrfach Gebrauch gemacht worden. Gleich anfangs kam Selma's Mutter auf der Durchreise nach Stettin, wo sie ihre jüngere Tochter Martha an den Assessor M. verheiratet hat, dann

kamen gleichzeitig Alfred Hugenberg und Feustel aus Magdeburg, welch' letzterer zum „Tristan“ herübergekommen war und nur eine Nacht blieb. Augenblicklich ist wieder die Schwiegermutter, auf der Rückreise begriffen, bei uns. Morgen fährt sie nach Halle zurück.

Vivant sequentes! Zu Pfingsten hab' ich meine Brüder eingeladen. —

Nun soll es aber nicht wieder ein halbes Jahr dauern.

Berlin, 16. April.

Gestern Abend war eine Ausschußsitzung des Vereins „Freie Volksbühne“ bei mir. Seit Anfang März bin ich an Stelle des ausgeschiedenen Julius Türk Schriftführer und Vorstandsmitglied. Gestern Abend waren außer dem Vorstand (Wille, Wildberger, moi) nur Baake und der Kürschner Dobronz, unser „Renommierarbeiter“, erschienen. Ganz spät, nach Ausgang des „Berliner Theaters“, kam auch noch Julius Hart.

Beschlossen wurde, daß wir zum

1. Mai nicht das Henckellsche Festspiel „Glühende Gipfel", sondern ein von Bruno Wille noch schleunigst herzustellendes Festspiel in drei geschichtlichen Szenen aufführen wollen.

Baake ging früh weg. Seine Frau war bei Levy. —

Ich entschloß mich, an der Arbeiter-Bildungsschule deutschen Unterricht zu geben. Freitag ist Lehrerversammlung: Blumenstraße 38. Sehr gespannt darauf! Mein egoistischer Hintergedanke ist, dabei meinerseits zu lernen, wie das Volk spricht. Gerade jetzt, wo ich „Die Begehrliche" wieder aufgenommen habe, empfinde ich die Notwendigkeit, mehr auf die natürliche Diction der großen Masse zu achten. Echtheit in dieser Beziehung bringt der Naturalismus unserer Bühne zu dauerndem Gewinn. Nichts ist so imstande, die Illusion zu erhöhen und zu verstärken, wie die redlich genaue Wiedergabe des lebendigen, des gesprochenen Wortes.

18. August.

Wieder vier Monate vergangen und während derselben nichts, aber auch gar nichts für die Unsterblichkeit gethan. Wenn das nicht ein Skandal ist . . .

Ein großer chronischer moralischer Kater besitzt mich. Derart, daß mir der Angstschweiß auf die Stirn tritt, wenn ich mich meinem Schreibtisch nähere und das viele weiße Papier sehe. Es wird mir bereits schwer, die Feder zu halten, und die Manipulation des Schreibens als solche verursacht mir Brechreiz. Ein Graphosoph müßte das übrigens auch meiner

so ungelenk gewordenen Handschrift ansehen.

Kurz — ich zeichne mich
as (sollte ein „als" werden!!)
Schriftsteller a. D.

Das nebenstehende von Wildberger und keinem andern verfaßte Flugblatt*, das die ganze Bewegung der Unabhängigen inaugurierte, zeigte mir dieser im Manuscript, als ich ihn eines Nachmittags vom Ostendtheater abholte und wir zusammen auf einer offenen Pferdebahn gen Süden fuhren.

* „An die Sozialdemokratischen Parteigenossen Berlins". [Vier Seiten in Gr. Quart, o. D. Mit dem Motto: „Erinnere Dich, mein Sohn, daß man begeistert sein muß, um große Dinge zu vollbringen. St. Simon."]



Garten am See (Villa Halkyone)

1892

(Anbei das zweite Flugblatt* der Unabhängigen — nach dem Erfurter Congreß.)

2. Februar.

Zufällig . . . beim „Räumen" . . . fällt mir dies — „Tagebuch" in die Hände. Es ist zum Lachen! Ein Tagebuch, an das man alle sieben Monate mal denkt. „Denkt?" Ich hab' ja nicht mal dran gedacht.

---

* „Sozialdemokraten!" [Zwei Seiten in Gr. Quart, o. D., unterzeichnet „Die Siebener-Kommission." Vor den 8. November zu datieren.]

11*

Also . . . die Sommermonate, aus denen die letzte Notiz stammt, hab' ich allerdings schauderös verbummelt. Das Ostendtheater mit seiner Wasserpantomime und seinen fünfzehnjährigen Schwimmerinnen . . . „Wissen Sie," sagte der Direktor, „älter kann ich sie nicht nehmen. Im Corsett können sie nicht ins „wirkliche Wasser" gehn, und so ganz formlos darf's doch auch nicht dabei zugehn . . ." Na, und dazu mein Strohwitwertum . . . hol's der Teufel! Dabei soll einer schriftstellern . . . na! —

Aber dann wurd' es wieder besser. Moppchen kam wieder. Ich machte erst die Geschichte vom abgerissnen Knopf, dann übersetzte ich den Pierrot Lunaire fertig, und schließlich vollendete ich meine „Begehrliche" in zwei Acten. Am 30. November schickt' ich sie an Blumenthal. Ich reichte sie eigentlich nur ehrenhalber ein und um nicht die fünfhundert Mark Subvention am 1. Januar 92 zu entbehren, und war

daher nicht wenig überrascht, als Blumenthal — sie annahm. Er meinte jedoch, daß ein zwischen die beiden einzuschiebender, ausführender Act nötig wäre, und hierin hat er nicht nur recht gehabt, sondern ich muß ihm für seine Anregung sogar recht dankbar sein. Ich habe den nunmehrigen zweiten Act jetzt geschrieben — natürlich hab' ich das Ganze nochmal von vorn angefangen — und bin jetzt bei der Wiederdurcharbeitung des letzten — früher zweiten — Actes.

Ob ich noch in dieser Saison herauskomme?

Ich möcht's nicht gern, ohne daß der Dr. Koenitz vom Reicher gespielt wird.

Mein grand-père ist krank, Lungenentzündung. Tante Elise schreibt mir getreulich.

Mit H. — großer Krach! Wir haben seinen Hund ermordet! Nämlich, er hat Moppchen zu Weihnachten einen aussätzigen Köter geschenkt, den der Professor auf der Tierarznei-

schule für ansteckend für Tier und Menschen und außerdem für unheilbar erklärte. Da hat sie ihn natürlich vergiften lassen. Darob große Wut von H. . . . echt nach Tyrannenart. Grobe Karte von ihm an Moppchen, gröberer Brief von mir an ihn . . . Krach!

Schnadahupfeln

Zum Freien Bühnen-Ball

Graf Tolstoi und Hauptmann
  verachten das Bier —
Doch glaub' i —: Paul Schlenther
  kann nix dafür!

*

Karl Frenzel und Liebknecht
  das sind ihrer zwei,
Doch wann s' über uns schreib'n —
  da sind's einerlei.

*

Der Andreas Hofer
macht im Himmel bekannt:
Er ist mit Herrn Neumann
durchaus nicht verwandt.

*

Da zeigt Felix Lehmann
'ne Menagerie:
Er selbst drin ist 's einz'ge
lebendige — Genie.

*

8. Februar.

Vorgestern Abend war eine Moser-Première im Lessing-Theater. Ich wollte mein Stück noch an dem Tage (Sonnabend) abliefern und ließ deshalb Moppchen vorangehn. Um Acht kam ich nach.

Das fertige, schön gebundene Manuscript übergab ich in der Pause zwischen „Fräulein Frau“ und „Der sechste Sinn“ dem großen Oskar persönlich in seiner Loge. Meine „Comödie“ hat nun drei Acte und heißt

„Frauenmut" — soll mich mal wundern, was draus wird. Leider füllt das Stück nicht den Abend . . .

Heute sitz' ich nun da und fühle mich — geleert. Unbehaglich! Was nun? Wenn Oskar sich nur bald entschiede . . .

Bevor ich das nicht weiß . . . ä!

1893

2. März.

In einem Moment tiefster seelischer Depression finde ich dieses „Tagebuch“ wieder. O Gott, in welchen Zeiten leben wir: Was bin ich für ein bes . . . . Kerlchen!

Die „Begehrliche“ wurde zum „Frauenmut“, der „Frauenmut“ wurde zur „Hanna Jagert“ und diese wurde — von der Polizei verboten.

Aber das Oberverwaltungsgericht hob das Verbot auf. Am 1. December vorigen Jahres.

Und nun — führt es Oskar nicht auf.

Und das „Ehrenwort" führt er auch nicht auf.

Nichts!

„Die Lore" war für mich — die Saison. Mit ihr habe ich 85 Mark verdient.

Aus!

Romfahrt

[I]

Der Dichter in seinem Studio

1896

„Alsus sulnt ir minnen, Kinder,
überal
und flen in daz hoehste, daz ist
der überschal."
Meister Eckhart.

Berlin, 21. Februar.

„Wozu lebst du eigentlich?"

Ich möchte wohl wissen, ob es überhaupt viel Menschen giebt, die sich diese Frage vorlegen. Ich habe es schon als eine Theorie aussprechen hören, daß gesunde Menschen, geistig und körperlich gesunde Menschen sich diese Frage niemals stellten, daß das Auftauchen dieser Frage im Bewußtsein bereits eine Krankheitserscheinung, ein Zeichen des Niedergangs sei.

12*

Dieser Ansicht liegt die bekannte Auffassung vom Menschen zu Grunde, nach der gesund und stumpfsinnig gleichbedeutende Begriffe sind, jene Auffassung, die alles für Unnatur erklärt, was sich nicht direkt aus allgemeinen oder durchschnittlichen Instincten ergiebt. Die Affen bilden den rechten Flügel dieser Art Conservativismus.

Thatsächlich haben die Menschen, wenigstens einige von ihnen, sich schon recht lange danach gefragt: was denn nun eigentlich der Zweck ihres Daseins sei, und sind vielfach auch schon auf recht verschmitzte Antworten auf diese Frage gekommen.

Meistens nennt man diese verschmitzten Antworten Religionen. O wie froh waren die besten Köpfe, wenn plötzlich eine solche Antwort gefunden war! Mit welchem Feuereifer suchten sie alsbald die Antwort in eine Formel zu bringen und sie dann aller Welt aufzuzwingen. Auch darin lag ein

Instinct der Reaction. Das Tier im Menschen gedeiht nicht, wenn es zu sehr, zu oft beunruhigt wird durch das ewig drohende Warum. Es will seine Ruh haben.

Die Mehrzahl der mit uns Lebenden hat auch heute noch ihre Religion und ihre Ruh. Da sie Geschöpfe sind, für die ein Schöpfer die Verantwortung hat, brauchen sie sich nicht zu fragen, warum sie leben, sie ruhn in Gottes Hand. Und wenn sie sich dennoch fragen, so ist ihre Antwort gegeben: sie leben, weil Gott es so will.

„Dies alles ist ein Spiel,
das ihr die Gottheit macht:
sie hat die Creatur
um ihretwilln erdacht."

Aber wir — eine Minderheit der heute Lebenden — wir haben keine Religion mehr, wir glauben nicht mehr an Gott.

Die Minderheit ist nicht so klein, wie es den Anschein hat, wenn man

unser öffentliches Leben betrachtet. Das ist ja das Lustigste an unserem lustigen Zeitalter: diese allgemeine, grenzenlose und schamlose Heuchelei der Gebildeten. Das Lächeln der Auguren im alten Rom war auch ganz lustig — aber es war doch niedere Komik im Vergleich mit dem köstlichen Ernst, mit dem die heutige Bourgeoisie den Grundsatz predigt: dem Volke muß die Religion erhalten bleiben. Zum Volke zählen sie auch die eigenen Kinder, die sie taufen und firmeln lassen . . . o sie sind sehr drollig! Sie würden sehr böse werden, wenn sie es noch erlebten, wie herzhaft spätere Zeiten über sie lachen werden, denn es sind würdige und ordentliche Leute — wenn sie auch selber nicht an Gott glauben.

Und deshalb werden sie es sich auch verbitten, wenn ich sie in unser Wir mit einschließe. Sie haben zwar den Glauben der Väter verloren, aber sie beklagen das tief und sagen es am

liebsten keiner Seele. Ja, sie gestehen es sich selber meist nur in einer kurzen Zeit ihres Lebens, so zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre — später sprechen sie dreist wieder von Gott und verstehen dann darunter: „das All“ — „die Natur“ — „die Welt“ — „das Absolute“ — kurz alles, was eigentlich nichts ist.

Wenn man einen Menschen fragt, was „compact“ sei, so wird er stets antworten: „Compact? Nun das ist eben . . .“ Und dann wird er die geöffneten Hände mit gespreizten und zum Greifen gekrümmten Fingern gegen einander bewegen und uns erwartungsvoll, ob wir ihn verstünden, anschaun. Nicht weniger possierlich benimmt sich ein Gebildeter, dem man von ungefähr die Frage vorlegt, was er unter Gott verstehe. Goethe hat es ihnen allen vorgemacht mit dem berühmten: „Name ist Schall und Rauch“ . . .

Diese Art von „Aufgeklärten“ fragt sich auch sehr selten nach des eignen Lebens Sinn und Zweck. Sie befinden sich zumeist in geordneten Verhältnissen und festen bürgerlichen Stellungen, und das erscheint ihnen genügend. Ein schlechter Referendar, der nicht auf die Frage, wozu er lebe, antwortet: damit ich das Assessorexamen bestehe — ein schlechter Assessor, der nicht im Regierungspräsidenten das Ziel irdischen Ringens verehrt. Und wenn man erst Regierungspräsident geworden ist — löst man überhaupt keine Fragen mehr. — — — — — — — —

Berlin, den 25ten Februar.

„Wozu lebst du eigentlich?“

Mein Freund Moritz, der Maler, mit dem ich heute im roten Meer eine nachdenkliche Flasche Rotwein leerte, meinte, die Welt sei allerdings ein Ball, zu dem man eingeladen sei. Aber man würde doch nicht zu seinem Vergnügen eingeladen, sondern damit man mit den Damen tanze.

Der Genuß als Sinn des Lebens genügte ihm nicht recht. Er meinte, daraus könne man keine Folgerungen für die Ethik ziehn. Hat er Recht. Um so schlimmer für die Ethik.

Ich forderte ihn auf, mit mir nach Rom zu fahren. Aber er bedauerte, keine Zeit zu haben, da er einerseits im Interesse seines Künstlertums, andrerseits im Interesse seiner Familie ein sehr, sehr reiches Mädchen heiraten wolle und dieses doch zunächst einmal kennen lernen müsse. Moritz ist mir stets seines Altruismus wegen merkwürdig gewesen: er denkt stets an andere — nie an sich. So lange seine Mutter lebte, war er in erster, zweiter und dritter Linie Sohn und dann erst Mensch und Künstler — und jetzt — ich bin überzeugt: er wird thatsächlich heiraten.

Berlin, 26. Februar.

Als fünfzehnjähriger Jüngling dichtete ich ein Gedicht, das zwar nichts taugt, weil es erklügelt ist, und das ich deshalb auch nicht in Meine Verse aufgenommen habe — das mir aber jetzt interessant ist, weil es mir beweist, daß ich mich damals schon mit denselben Problemen herumgeschlagen habe und mich auch wohl bei denselben Antworten zu beruhigen pflegte, wie heute.

Die Verse lauten:

„An ihrem Bilde welkte dieser Kranz —
dir drück' ich ihn ins üppige Locken-
haar:
du drängtest ja aus meinem Herzen
ganz
ihr Bild, das mir vor Zeiten alles war.

Und so siegt über Totes stets das
Leben.
Daß wir das Dasein zum Genuß ge-
stalten,
hat nur ein Gott uns in die Brust
gegeben —:
stirb — doch du mußt dich ewig neu
entfalten."

Jever 1879.

Berlin, 27. Februar.

Heute früh erhielt ich von Max Halbe aus München die Nachricht, daß der Anstich des echten Salvators auf dem Nockherberge in Giesing präcise Sonntag, den 15ten März erfolgt. Es ist mir lieb, daß ich jetzt weiß, wann ich meine diesjährige Romfahrt anzutreten habe. Ich werde also Sonnabend, den 14ten März Abends 10.36 hier abfahren.

Berlin, 2. März.

Verlorene Nacht

Schlaf, du trauriges Kameel,
hast auf deinem Wiegerücken
aus der lieblichsten Oase
in die Wüste mich getragen . . .

Hielt, ein sieggewohnter Pascha,
hielt im Arm das zappelnd lustige
Mädchen, das sich nicht verhüllte,
lachend tausend Possen spielte,
und dann wieder, traut gesellig,
mir die müden Augen küßte.
Fühlte mich so reich und sicher,

glückgenießend — gottgeworden,
schlief an ihrem warmen Herzchen
selig ein — eh' noch die Liebe,
die bewegte, sich ersättigt. —

Da — es klang ein fades Lärmen
mir ans Lager — ich erwachte,
sah der Sonne frechen Frühblick,
sah kein Weib an meiner Seite —
draußen hört' ich, auf dem Gange,
wie sich fremde Stimmen kreuzten . . .

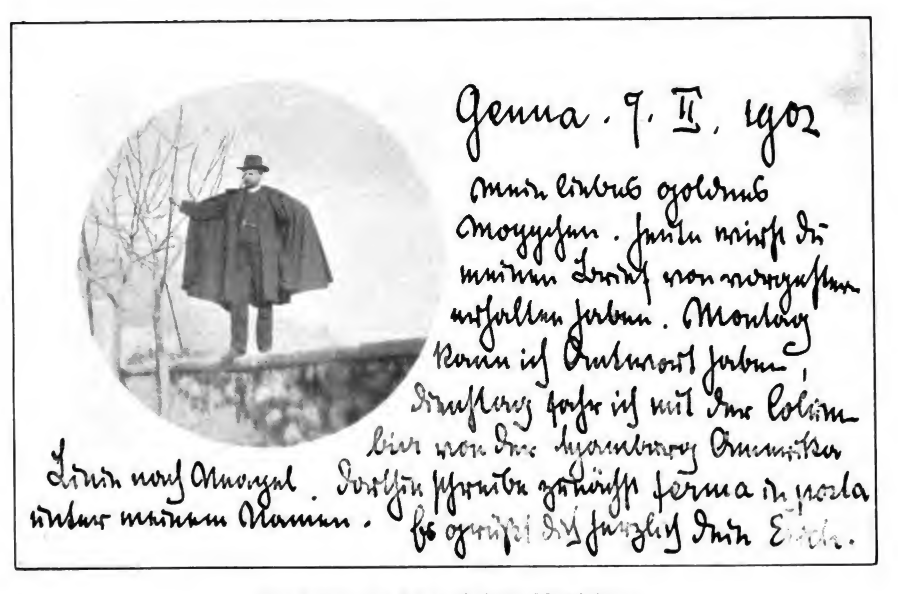
Und da klopft es — und ein biedrer
Vetter steht vor mir und mahnt mich —
Gott verdamm' mich! —, daß es Zeit sei,
einen andren biedren Vetter,
wie versprochen, aufzusuchen . . .

Schlaf, du trauriges Kameel,
hast auf deinem Wiegerücken
aus der lieblichsten Oase
in die Wüste mich getragen!

3. März.

Ich war neulich in Leipzig und wohnte der Aufführung eines alten, sehr mäßigen Stückes von mir bei, die von der dortigen Litterarischen Gesellschaft veranstaltet wurde. In der Generalprobe hört' ich auf einmal, wie der Herr auf der Bühne, der so die besseren Sachen zu sprechen hatte, ungefähr Folgendes sagte:

„Ja, sie hat wohl allerlei von mir gelernt ... nicht das Einmaleins ... das hab' ich ihr nicht beigebracht ... und daß es im Leben häßlich eingerichtet sei, auch nicht. Solche Elementarkenntnisse brachte sie schon mit.



Genua. 7. II. 1902

Mein liebes goldenes Moppchen. Heute wirst du meinen Brief von vorgestern erhalten haben. Montag kann ich Antwort haben. Dienstag fahre ich mit der Columbia von der Hamburg Amerika Linie nach Neapel. Dorthin schreibe zunächst ferma in posta unter meinem Namen. Es grüßt dich herzlich dein Erich.

Postkarte an Frau Selma Hartleben

Aber andere Dinge . . . daß Goethe sehr schöne Verse gemacht habe . . . wie Max Liebermann Bewegungen male. Dergleichen. Daß es ungeschickt sei, immer auf dem Kopfe herumzulaufen, ungeschickt und anstrengend zugleich . . . daß das Weib nicht zum Manne werden solle, sondern beide zu Menschen . . . Und daß die religiösen Wunden, die uns die Wissenschaft geschlagen hat, nicht durch diese selbst wieder geheilt werden können — wohl aber durch die Kunst. Und daß das Leben um des Lebens selber willen schön sei." —

Nanu, denk' ich, was ist denn das? Das kenn' ich ja gar nicht.

Ich war sehr erstaunt. Sollte ich das wirklich geschrieben haben? Mein Stück war mir doch von einigen Aufführungen bekannt genug — aber so etwas hatte ich nie vernommen.

Ich begab mich also zum Doctor Heine, der als litterarischer Leiter der Gesellschaft die Regie führte. (Er

ist gleich mir Meister des Leipziger Augurencollegs.)

— Steht denn das da so drin?

— Aber, lieber Meister — erwiderte er mir mit graziösem Lächeln —: natürlich steht das da drin. In diesen Sätzen liegt ja der Sinn Ihres ganzen Stückes.

— Merkwürdig . . .

Um meine letzten Zweifel zu beseitigen, reichte er mir sein Buch. Da fand ich denn allerdings die citierte Stelle, aber ich fand auch, daß sie mit dicken blauen Strichen vertilgt war, und sah ihn fragend an.

— Ja, Sie wissen doch, Meister, daß ich durch Dr. Blumenthals Güte das Regiebuch des Lessingtheaters hier habe. Aber seine Striche sind nicht meine Striche.

Nun war ich beruhigt. Ich begriff, weshalb mir die Worte nicht im Gedächtnis waren. Aber ich beschloß, sie mir von jetzt an zu merken . . .

„Und daß das Leben um des Lebens selber willen schön sei.“ —

Berlin, 4. März.

Unglückseliges Italien! Während ich mich rüste, um von Norden her meinen Einzug zu halten, bringt dir der König Menelik im Süden eine Niederlage nach der andern bei. Wahrlich, sie könnten einem leid thun, die Italiener. Eben waren sie im Begriff, die nötigste Ordnung im eigenen Hauswesen durchzusetzen — da kriegen sie solche Schläge, und der deutsche blaue Schein wird alsbald wieder mit 130 Lire nicht zu teuer erkauft sein.

Als ich im Frühling vorigen Jahres Italien verließ, standen der Lire-Kurs und Crispi groß da. Dieser ging aus

13*

dem Wahlkampf des 26ten Mai mit glänzender Majorität als Sieger hervor. Wenn ich jetzt wieder hinunter komme und wieder beim Augusto Campagnoli in der Via Missione den Fiasko leere, dürfte sich das Blättchen gewendet haben und in dem riesigen Barockpalast gegenüber, auf dem Monte Citorio, werden die Gegner des begabten „Bigamisten", die Rudini und   , das große Wort führen. Ein Crispi, der keine Erfolge, keine drastischen, brutalen Erfolge aufzuweisen hat, ist ein stilwidriges, unmögliches Geschöpf — ein Bismarck ohne 66 und 70. —

Nun — was mich persönlich einigermaßen über das Schicksal des Mannes tröstet, ist die vergnügliche Aussicht, daß das deutsche Geld diesmal etwas länger reichen wird, als im vergangenen Jahre. Wenn ich recht lange unten bleibe und recht viele Hundertmarkscheine wechsele, wird, so hoffe ich, das Ersparnis nicht unbedeutend sein.

Berlin, 5. März.

Heut' ist der erste lachende Vorfrühlingstag. Acht Grad Wärme und Sonne! Nun möchte ich gleich auf und davon. O, ich liebe sie unendlich, diese Präraphaeliten-Zeit des Jahres mit ihrer keimenden Sehnsucht in den mageren Gliedern. Noch ist alles Contur und feste klare Form — das Filigran der Äste auf dem hellen, mattblauen Himmel ist noch scharf und unverwischt — und schon lebt im Blute, wie im Saft der Bäume die schwellende Ahnung kommenden reicheren Lebens.

Auf nach Rom! Wozu noch länger zaudern!

Berlin, 6. März.

Schon ist es geschehen; Crispi ist nicht mehr. Schmucklos ist er und freiwillig gegangen.*

Mir fällt eine niedliche Geschichte ein, die mir voriges Jahr mit ihm passierte. Da waren wir zu dritt, der Maler und Dichter Fritz von Khaynach, der etwas schwerhörig ist, ferner der taubstumme Bildhauer von Woedcke und ich, durch die Porta S. Paolo in die Campagna hinausgefahren. Es war am zweiten Mai und wundervolles

* Nach der Niederlage Baratieri's bei Adua.

Wetter. Nachdem wir der gewaltigen Basilika des heiligen Paulus unsern Besuch gemacht hatten, fuhren wir weiter hinaus und gelangten zu der rühmlichst bekannten Osteria del Ponticello. Hier machten wir Halt und ließen uns beim Weine nieder. Der Garten der Osteria war höchst sinniger Weise durch Taxushecken in Stübchen geteilt, die fast alle von fröhlichen Menschen bevölkert wurden. Wir hatten uns den letzten und größten dieser Räume ausgesucht, in dem außer uns noch eine größere Gesellschaft junger Leute beiderlei Geschlechts in bereits sehr lustiger Stimmung beisammen saß. An ihrem Tische ging es so fidel zu und das ganze Bild war so reizvoll, daß ich alsbald meinen photographischen Apparat zückte, um mir die Situation zu fixieren. Hierauf wurden alsobald die schönen Römerinnen aufmerksam, und eine hatte nichts Eiligeres zu tun als auf den Tisch zu springen, der schon mit

köstlichen Speisen bedeckt war. Es war, wie ich später erfuhr, eine geschätzte Ballerine, von der man nicht verlangen konnte, daß sie beim Photographieren ihre Beine unter den Scheffel stellte.

Überhaupt war die begeisterte Aufnahme, die mein photographisches Attentat bei diesen glücklichen Menschen fand, charakteristisch genug. Soviel weiche und glatte Liebenswürdigkeit und momentane Hingabe wie die Italiener in solchen Fällen an den Tag legen, berührt uns ganz wunderbar, und wenn man selber in der Stimmung ist, kann man es entzückend finden.

Ich hatte meine Platten längst verschossen, aber noch immer mußte ich photographieren. Ich that es auch. Ich stellte mir zu meinem und meiner Freunde Ergötzen die guten Leute zu den verwegensten Gruppen zusammen, photographierte die jungen Mädchen einzeln in nächster Nähe — alles natürlich auf die letzte arme

Platte, die ich drangeben mußte. Es machte allen Beteiligten das größte Vergnügen.

Schließlich schickten sie uns eine große Schüssel mit Hummersalat, von der wir als höfliche Menschen dankbar aßen. Die Unterhaltung war ziemlich schwierig, denn da wie gesagt der eine von uns schwerhörig, der andere taubstumm war und da ich sehr wenige italienische Worte ihrem Sinne nach zu würdigen wußte, so machten wir nicht gerade einen polyglotten Eindruck.

Nachdem wir den Hummersalat aufgegessen hatten, war ich aber doch der Ansicht, daß nun etwas geschehen müsse. Ich erhob mich also mit dem Glase in der Hand und trat, gefolgt von meinen beiden bildenden Künstlern, an den Tisch der Italiener und hielt folgende Ansprache:

— Evviva Italia!

Bereits nach diesen wenigen Worten unterbrach mich eine so stürmische

allseitige Begeisterung, daß ich mir eine weitere Ausführung meiner Gedanken ersparen konnte. Alle stießen sie mit uns an und alle riefen sie mit freundlichem Lächeln:

— Evviva la Germania!

Aber den Baron von Khaynach ließen meine rhetorischen Erfolge nicht ruhn, auch er wollte eine kleine Rede halten, erhob sein Glas und rief:

— Evviva Crispi!

Er hatte Glück, es zeigte sich, daß wir unter liberal gesinnten Bürgern Roms waren, die das Hoch auf den alten Verbrecher mit Wonne aufnahmen. Es hätte uns ebensogut passieren können, daß wir am andern Morgen auf einer römischen Polizeiwache mit verbundenen Köpfen aufgewacht wären. Denn die Wahlcampagne war damals schon im vollsten Gange und die Gegensätze scharf genug.

Aber nun glaubten die guten Italiener, auch unseren politischen Leiden-

schaften schmeicheln zu müssen, und als die Gläser zusammenklangen, riefen sie:

— Evviva Caprivi!

Da freuten wir uns sehr. Denn wenn der Graf Caprivi auch schon lange nicht mehr Kanzler des deutschen Reiches war, so genoß er doch den Ruf eines braven, gesitteten Mannes, und einen solchen zu feiern, ziert das Gemüt.

Berlin, 13. März.

Ich verlebte die verflossene Nacht mit Carl Peters. Er ist ein Mann der That (auch dem Alkohol gegenüber) — und ich bin, so oft ich mit ihm zusammentreffe, lebhaft interessiert. Er ist ein philosophisch durchgebildeter Kopf wie der Hebbelsche Holofernes. Bei Hiller hielt er gegen drei Uhr Nachts einem utilitarischen Deutsch-Amerikaner, der mit von der Gesellschaft war, einen Vortrag über Kant. Der Amerikaner verstand ihn zwar nicht, aber das lag nicht an Carl Peters, der ein paar Kantische Grundgedanken klar und energisch darstellte.

Ich kenne keinen Menschen, der in sich gefesteter und sicherer wäre, der ein besseres Gewissen hätte, als dieser Carl Peters, über den am heutigen Tage, während ich dieses schreibe, im Reichstag alle Sittlichkeits-Autoritarier herfallen werden. Ihm ist wirklich der Mensch das Maß aller Dinge und zwar nicht der abstracte Mensch, „die Menschheit" als Jdeal, sondern der wirkliche Mensch selber — nämlich ich. Ihm ist es schlechtweg unverständlich, wie sich die Leut darüber aufregen können, daß er so und so viel andre Leut hat aufknüpfen lassen. Wenn er, Carl Peters, das gethan hat, so wird er doch dazu seine hinreichenden Gründe gehabt haben. Nun also! Schließlich muß er es doch am besten wissen, wen er aufknüpfen lassen will und wen nicht.

Ich habe mich übrigens mit ihm nach Rom verabredet. In vierzehn Tagen ist auch er dort. Der König

von Italien will mit ihm über Abessinien plaudern — nachher wollen wir eine Römische Nacht möglichst im Stil jener hochseligen Herren Crassus und Lucullus feiern . . .

Morgen fahr' ich nun endlich ab.

München, 16. März.

Tausende von Menschen auf einem engen Raum vereinigt — nicht um Rat zu schlagen oder sich etwas vorlügen zu lassen, sondern alle nur beseelt von dem einen friedlichen Wunsch, möglichst viel und möglichst gutes Bier zu trinken. Diesen erhabenen Anblick, der wohl geeignet ist, einem den Glauben an die Menschheit wieder zu geben, gewährte gestern der Nockherberg, auf dem der Anstich des Salvators stattfand. Für den Münchener bedeutet dieser „Sonntag vor Josephi“ den Anfang des Frühlings, und heuer war wirklich der Frühling erschienen, also daß man im

Freien auf dem Boden saß und fröhliche Töne dem   entlockte. Dazu erzählte Max Bernstein seine bekannten besseren Geschichten, Basilio erfüllte die Luft mit Wohltönen und der „Dichter der Jugend“ aß Käse. Es war ein herrlicher Tag. —

Ich denke, ich werde die Salvator-Saison in München bleiben. Rom mag warten.



Postkarte an Frau Selma Hartleben

München, 17. März.

Lieb ist dies München, lieb! So oft ich hierherkomme — und das passiert so vier, fünf Mal im Jahr, fühl' ich mich aufs Neue warm berührt und gefesselt. Wie eine Geliebte, die man sich hüten muß allzu oft zu sehen und deren Zauber man zerstören würde, wollte man sie plumper Weise heiraten — so ist mir diese Stadt. Ich werde, so gern ich sie habe, nie die Dummheit begehen, nach ihr überzusiedeln.

Was mich veranlaßt, in Berlin zu leben und leben zu bleiben, ist mein Bedürfnis großer individueller Freiheit. In Berlin verkehre ich ganz genau

mit denjenigen, mit denen ich verkehren will. Schon hier in München giebt es „Kreise“, denen man sich nicht entziehen kann. In Berlin kann ich, wenn ich mag und ein Dienstmädchen besitze, das sich gut aufs Verleugnen versteht, Wochen lang allein leben, ohne daß es auffällt. Ich kann aber auch, wenn mich die Laune treibt, täglich und nächtlich in lebendiger und geistvoller, täglich und nächtlich in neuer Gesellschaft sein. Alle Möglichkeiten der Lebensführung sind mir gegeben und niemals empfind' ich dort das Sargdeckelgefühl: so m u ß t du leben — es ist nicht dein eigener schöpferischer Wille.

München, 22. März.

Gestern Abend war ich im Residenztheater, wo man die Comödie der Irrungen gab. Wozu — weiß ich nicht. Ich denke mir aber sowas kommt von der „Büldung". Oder sollte die Freude an dieser Kasperle-Komik und diesen Wortwitzeleien wirklich noch naiv sein? Das wäre dann freilich noch schlimmer.

Mindestens sollten sie doch diese Kalauer-Monologe weglassen. Erstens macht Julius Stettenheim das viel besser — denn auch ein Sinn muß bei dem Wortwitz sein — und zweitens sind diese Silbendreschereien nichts weiter als „Einlagen", die der Unge-

schmack jener Zeit forderte — sie stehen künstlerisch nicht höher als die Couplets in einem „Berliner Volksstück".

Wenn man ein solches Volksstück später ernst nehmen will, wie es zum Beispiel mit „Mein Leopold" geschehen ist, so streicht man natürlich die Couplets heraus.

Bozen, 24. März.

Gestern fuhr ich von früh 11 Uhr bis Abends 7 Uhr einmal wieder die herrliche Brennerstraße entlang. Es war ein schöner sonniger Tag, und die Berge, noch ganz im Schnee, lagen klar und zum Greifen nahe da. Obwohl es schon das achte Mal war, daß ich diese Strecke fuhr, war ich doch wie beim ersten Mal in gehobener freudiger Stimmung. Gerade im Frühjahr, wenn der Schnee noch nicht getaut ist, wirkt das Hochgebirge unendlich großartig.

Wie noch stets, wenn ich zu Bozen im Greif abgestiegen bin, traf ich dort zufällig einen Bekannten. Diesmal

war es ein Arzt aus Leipzig, mit dem ich mich dort vor zehn Jahren studierenshalber aufgehalten und den ich seitdem nicht mehr gesehen hatte. Um ihm etwas Liebes zu thun, führte ich ihn nach Tisch in das Batzenhäusl. Dort sang er mit süßem Munde zur Guitarre und lockte nach und nach alle Gäste an unseren Tisch. Auch eine allerliebste Dame setzte sich zu uns, und so fehlte denn einmal wieder weder Wein noch Weib noch Gesang.

Bozen, 24. März.

Selig sind die Scatspieler, denn sie wissen, wozu sie leben. Hat einer gewonnen, so freut er sich seiner Tüchtigkeit, hat er aber verloren, so hofft er, daß das Glück ihm ein anderes Mal günstiger sein werde. Im ersteren Falle beseligt den Menschen das Gefühl der glücklichen Gegenwart, im zweiten Falle ist ihm ein neues Ziel gesteckt, und in beiden Fällen ist ein Überdruß am Leben völlig ausgeschlossen.

Es war gerade ein Jahr her, daß ich nicht mehr Scat gespielt hatte, denn in Berlin tritt die Versuchung nicht an mich heran. Vor einem

Jahr, es war in Rom an einem elenden Regentag, hatte ich beim „kleinen deutschen Mann“ zwei lustige deutsche Priester kennen gelernt, die sich während des sehr billigen Essens bemühten, mir die Beweise vom Dasein Gottes vorzuplausibeln. Es gäbe einen kosmologischen Beweis, der sei aber nicht ganz stichhaltig, dann einen zweiten, dessen Namen sie vergessen hätten, und dann noch zwei andere, die mir nun leider inzwischen entfallen sind, die mir aber als sehr listig in der Erinnerung vorschweben.

Inzwischen regnete es immer weiter. Um schließlich dem Gespräch eine ernstere Wendung zu geben, fragte ich die Herren, ob sie denn auch Scat spielen könnten. Da kam Leben über sie. Während sie bis dahin einen mühsam docierenden Ton festgehalten hatten und durch Seitenblicke aufeinander sich zu vergewissern suchten, ob sie das Gelernte auch richtig wiedergaben, brach jetzt der frohe

Dialect ihrer Jugend hervor, und sie versicherten mir auf Westphälisch und Schlesisch, daß sie in dem erwähnten Spiele Meister seien.

— Dann, liebe Freunde, erwiderte ich, sehe ich den Grund nicht ein, weshalb wir nicht den heutigen traurigen Nachmittag bei jenem schönen Spiele verbringen sollen.

Sie zögerten. Es wäre ihnen wahrscheinlich lieber gewesen, wenn sie mich zuvor von dem Dasein Gottes überzeugt hätten, eh' sie sich mit mir an eine Lässigkeits-Sünde begaben — aber schließlich siegte doch — der Regen, und sie willigten ein.

Aus Rücksicht auf ihre Talare suchten wir in der oberen Etage des Spatenbräus eine chambre separée auf, die für gewöhnlich wohl zu noch weltlicheren Zwecken offen stand oder geschlossen war, und dort gingen wir ans Werk.

Es ist wohl unnötig zu sagen, daß mich die beiden geistlichen Herrn

ganz schmählich hineinlegten, denn erstens spielten sie beide viel besser als ich (wozu recht wenig gehört) und zweitens mogelte der eine von ihnen, der Schlesier, in einer kindlich-frohen Weise beim Anschreiben, was ihn beinah' in eine kleine Schlägerei mit seinem Amtsbruder verwickelt hätte, wenn ich nicht für seine Ehrlichkeit eingetreten wäre — zwar wider besseres Wissen, aber weil es immer noch regnete.

Kurz: der Nachmittag war sehr gemütlich und wird mir unvergeßlich bleiben . . .

Heute nun, hier in Bozen, hab' ich wieder einmal Scat gespielt. Aber diesmal nicht mit zwei römisch-deutschen Priestern, sondern mit zwei Juden, von denen der eine ein weltberühmter Capellmeister und der andre ein großer Verteidiger war, beides bessere Menschen. Es wurde weder zur Einleitung über das Dasein Gottes geredet, noch wurde später gemogelt.

Es war auch nicht in einer steinernen chambre separée, während es draußen regnete, sondern es war im Freien in einem wunderschönen Frühlingsgarten in Gries, und die Sonne schien gütig und warm.

Die einzige Ähnlichkeit, die der heutige Scat mit dem vorm Jahr hatte, war, daß ich wiederum hineingesenkt wurde, aber ich hoffe, daß ich, wenn ich so fortfahre, diesem Spiele nur einmal im Jahre zu fröhnen, es noch werde erschwingen können.

Bozen, 25. März.

Die allerliebste Dame von vorgestern entpuppt sich als eine Collegin von mir. Das heißt, sie schreibt die Comödien zwar nicht selber, aber sie spielt die darin vorkommenden besseren Hosenrollen.

Sie erzählte mir einige niedliche Geschichten aus dem harmlosen Leben hinter den Coulissen. Eine besonders nette möcht' ich mir merken. Da saß sie während des Umbau's der Scene in einem liebenswürdigen Quartanerkostüm auf einem Tische, baumelte mit den Beinen und träumte von artigen Dingen. Plötzlich fühlte sie sich lebhaft in den Popo gekniffen.

Entrüstet drehte sie sich um, zornig blitzten ihre blauen Augen. Aber der Mann, der hinter ihr stand, zuckte die Achseln und sagte erstaunt:

'— Was wollen Sie denn? Was machen Sie für'n Gesicht? Ich bin's ja — der Direktor.

Und indigniert ging er weiter.

Bozen, 26. März.

Gestern war ich bei Otto Julius Bierbaum auf Schloß Englar. Herrlich, wie der Mensch da wohnt!

Südwestlich von Bozen, etwa zwei Stunden mit dem Wagen zu fahren, liegt das große Dorf St. Michael, und oberhalb dieses erhebt sich mit fabelhaft steilem und hohem Ziegeldach Schloß Englar, ein Complex von drei in- und durcheinander gebauten Burgen, dessen älteste Teile aus dem dreizehnten Jahrhundert stammen. Die ganze Gegend ist ein einziger Wein- und Obstgarten, und die Luft, die dort weht, trägt auch im Winter Schmetterlinge.

Romfahrt

[II]



OTTO ERICH
HARTLEBEN

14. Febbraio 1903.

VILLA HALKYONE
SALÒ
LAGO DI GARDA

Postkarte an Frau Selma Hartleben

Berlin, 12. Dezember.

Wann beginnt man eigentlich eine Reise? — Wohl dann, wenn man zum Bahnhof fährt? Oder erst in dem Augenblick, wo sich der Zug in Bewegung setzt? — Ich weiß nicht, wie die ordentlichen Menschen darüber urteilen, — ich beginne sie jedenfalls viel früher, ich trete eine Reise an dem Tage, ja in der Stunde an, in der ich mich zu ihr entschlossen habe.

Heute nun hab' ich mich entschlossen; ich habe mir eine Reise ausgedacht, die mich im nächsten Frühjahr von München nach Rom und von Rom nach Paris führen soll.

Von heute an werden meine Gedanken mehr oder weniger mit dieser Reise beschäftigt sein, und so beginn' ich heute das Buch, das mich geleiten soll. Ich will darin nicht meine Reise beschreiben, ich will von mir erzählen.

Schon im vorigen Jahre, als ich zum dritten Mal nach Rom fuhr, plante ich so ein Buch, das Romfahrt heißen sollte, und in dem ich mir Erinnerungen schaffen wollte. Ich bin nicht weit damit gekommen und zwar aus zwei Gründen. Erstens hatte ich zu schlechtes Papier gewählt, auf dem das Schreiben mir zu wenig Spaß machte, und zweitens sagte Ludwig von Hofmann, als ich ihm beim Bucci mal eine Seite zeigte, auf der ich von der schönen Fahrt über den schneebedeckten Brenner schwärmte: „Ach, das ist ja viel zu feuilletonistisch, sowas dürfen Sie nicht schreiben, Otto Erich!"

Da ich so wie so lieber nichts

schrieb, nahm ich mir diesen wohlgemeinten Rat freudig zu Herzen und ließ das Reisebuch liegen. Diesmal soll es aber nun was werden und zwar wiederum aus zwei Gründen. Einmal schreib' ich jetzt in diesem prachtvollen Schweinslederbande, den ich mir vor zwei Jahren von der Frau Glingler in der Via della Mercede gekauft habe, und dann glaub' ich auch, jetzt erst den Ton gefunden zu haben, den einzig möglichen Ton für mich, ein solches Buch zu schreiben, den der persönlichsten Unmittelbarkeit. Ich muß für mich schreiben, für mich und etwa noch für mein Brüderchen, für den Papa H., für Johnny und sonst ein paar Verbrecher. Auch an meinen Freund Rudolf Steiner darf ich dabei denken, der mich einmal ins Gesicht hinein belobt hat und gesagt, ich sei ein posenloser Mensch. — Ob er recht hat? Vielleicht ist es schon eine Pose, daß ich dieses Lob erwähne.

Jedenfalls: dieses Tagebuch ist nur für die bestimmt, die sich persönlich mit mir unterhalten mögen, — wer etwas andres sucht, zum Beispiel eine Description der Raphaelischen Teppiche oder die Baugeschichte der Peterskirche, der greife zu lehrsameren Werken. Ich will mir meine Eindrücke möglichst festhalten, will meine Gedanken, die ich infolge oder trotz dieser Eindrücke gehabt habe, aufzeichnen und mir, wenn es geht, ein klein wenig klarer werden über mich selbst.

Ich lebe gern und habe wohl stets mehr und freier genossen als die Mehrzahl meiner Mitmenschen. Dazu hab' ich mich nicht immer gern bekannt — es gab eine lange Zeit in meinem Leben, wo ich mich meiner natürlichen Genußfreudigkeit schämte. Ich war zwar nie ein Christ, aber ich glaubte zeitweise Sozialdemokrat sein zu müssen; ich glaubte heilig werden zu müssen und erachtete es für meine

Pflicht, meine Kräfte in den Dienst einer guten Sache zu stellen.

Das ist jetzt vorbei. Ich habe gelernt, daß man diese gute Sache selber ist, und seitdem bemühe ich mich, meine Kräfte in meinen Dienst zu stellen.

Diese innere Entwicklung zur schließlichen fröhlichen Zuversicht zu sich selber danke ich nicht am wenigsten meinen italienischen Reisen und dem Eindringen in das wundervolle Geheimnis der Renaissance. Darum sollen hier am Eingang dieses Buches ein paar Verse der Selbstbesinnung stehen, die in Florenz im April 1895 entstanden sind.

Toskanischer Frühling

Das Erste sei, daß man der Welt sich freue,
sich vor den Andern froh empfinden lerne —
in stiller Nähe wie in bunter Ferne
Das Alte frisch genieße wie das Neue.

Doch schaff' dir auch ein Herz voll stolzer Treue,
eins in sich selbst und seinem tiefsten Kerne!
Der Freie traut durch Wolken seinem Sterne —
das Brandmal aller Sklaven ist die Reue.

17. Dezember.

Als ich gestern Abend meine Wohnung verließ, hatte ich ein symbolisches Erlebnis.

An der Ecke am Cirkus Renz war ein Menschenauflauf. Ein erregter junger Mann mit einem offenbar gewaltsam decomponierten Cylinder auf dem Kopfe gestikulierte heftig und rief, an die Menge der Stehengebliebenen gewendet, ein über das andere Mal:

— Ich bin doch im Recht, ich bin doch im Recht! Denken Sie, ich komme hier um die Ecke — begegnet mir ein ganz fremder Mensch und sagt zu mir: Sie Lausbub! — Ich

bitte Sie, ich bin doch im Recht! Eh' ich ihm überhaupt noch antworten kann, schlägt er mich auf den Kopf und geht weiter. Ja, mein Gott: ich bin doch im Recht!

Ich fand auch, daß der Mann im Rechte war.

1897

2. Januar.

Du meines Blutes Unruh, heimliche
Liebste du,
die du verstohlen nur die dunklen
Blicke schenkst —
o laß aus deinen schweren Flechten
braune Nacht
um meine Sinne strömen — laß Vergessenheit
sich breiten über niegestillte Lust und
Qual . . .

Ich seh uns wandeln unterm kahlen
Winterwald,
ins Morgenrot, durch streifende Lüfte
ging der Weg.
Wir Frohen schritten Hand in Hand
und beteten stumm

und glaubten an den Frühling, als der
Schnee noch lag ...
— Du sollst nicht weinen — gib mir
deine liebe Hand!

Der Frühling kam — uns beide fand
er nicht vereint.
In Sommernächten duftete süß der
Lindenbaum,
wir aber durften nicht in Liebe bei-
sammen sein.
Nun ward es Winter wieder und es
starrt der Schnee —
doch still aus Schmerzen sprießt uns
wohl ein spätes Glück,
das leise webt und langsam um uns
beide her.
Laß uns umhüllt von deinen braunen
Haaren sein,
du meines Blutes Unruh, heimliche
Liebste du.

Berlin, 15. März.

Der Tag der Abreise ist nun durch den Umstand bestimmt worden, daß ich am 18. März in der Litterarischen Gesellschaft in Breslau vorlesen soll. Ich werde den bunten Vogel — aber nicht den Bierbaumschen — und das Diogenes-Fragment lesen, vielleicht noch den Propheten Jona, wenn sie für ihre 200 M. eine ganze Stunde was hören wollen.

Übrigens bin ich sehr gespannt, wie die Sache ausfallen wird. Bisher hab' ich erst ein einziges Mal öffentlich vorgelesen und bin in sehr amü-

santer Weise ausgelacht und ausgezischt worden. Das war vor sieben Jahren, als ich den Mitgliedern der Freien Litterarischen Gesellschaft, deren Vorsitzender ich heute bin, einige Pierrot Lunaires versetzte. Das war sehr lustig — aber ich meinte doch, ein Haar darin gefunden haben zu müssen — und ließ es seitdem lieber. Nun will ich's mal wieder versuchen. Der Papa H. ist nämlich in Breslau, und was thut man nicht alles, um seine alten Freunde wiederzusehn.

Von Breslau soll es dann über Prag nach München gehn, vielleicht auch über Wien: ich erwarte noch eine Nachricht vom Volkstheater.

Neulich Nacht kam ich auf die übermütige, bessere Idee, allen meinen Münchener Freunden Karten zu schreiben, in denen ich sie bat, mir umgehend telegraphisch mitzuteilen, ob sie mich noch liebten. Der Erfolg war glänzend. Die Telegraphenboten begegneten sich am gestrigen Sonntag

von Mittag bis Abends spät auf meinen Treppen: sie müssen mich für einen Erblasser gehalten haben.

Gott sei Dank, daß man doch noch so jung ist . . .

Aber ich muß packen.

Bozen, im Batzenhäusl,
Charfreitag.

Genau vier Wochen sind vergangen, seit ich auf der Reise bin, und nicht ein einziges Mal bin ich dazu gekommen, etwas in dies Buch zu schreiben. Ach, ich bin recht traurig darüber, denn ich hatte mir doch so fest vorgenommen, diesmal etwas Geschriebenes als Beute heimzubringen, und was soll daraus werden, wenn ich das nicht ausführe, was ich mir so fest vornehme?

Es war aber auch eine schlimme Zeit, diese letzten vier Wochen — fürs Schreiben, mein' ich. Breslau, Wien, Salzburg, München, überall mit



Aschermittwoch 1903.

Mein liebes goldenes Moppchen. Ich habe heute einen Korb mit frisch gepflückten Limonen an Dich abgehen lassen und wünsche, daß sie Dich bei gebesserter Gesundheit antreffen mögen. Mir geht es zur Zeit gut: das Wetter ist herrlich seit 3 Wochen. Herzlichst Dein Erich

Postkarte an Frau Selma Hartleben

Moppchen und überall in Gesellschaft lieber Freunde — da bleibe der Teufel Schriftsteller . . .

Erst jetzt bin ich allein und fange langsam an, mich selber auf mich selber zu besinnen. Hier im Batzenhäusl fühl' ich mich wie im Asyl: Trebo und die beiden Marien verwöhnen mich. Nachmittags, wenn sich der Schwärm des Reisepöbels verlaufen hat, sitze ich hier wie im besten Studio.

Also . . . Überdenken wir mal die letzten vier Wochen!

Breslau. — Der Vortrag war natürlich ein Reinfall. Ich kann sowas aus zwei Gründen nicht. Erstens reicht mein Organ nicht aus (es war ein Saal für 1400 Personen, kaum halb besetzt), und zweitens reicht meine Stimmung nicht aus. Ich bin kein gelernter Vortragsmeister, und die Nüancierungen, die ich bringen kann,

sind — meistens schon aus Geschmacksgründen — ganz discret. Damit ist eine Wirkung auf „bessere Menschen" keineswegs ausgeschlossen. Im Gegenteil, sogar in Breslau wirkte meine Vorlesung des bunten Vogels, bei der auch meine Stimme noch frisch war, fein und intensiv. Später aber, beim Diogenes-Fragment, rutschte, nachdem ich einige Male bemerkt hatte, daß meine Intentionen nicht verstanden worden waren, meine Stimmung derart ab, daß ich nur mühsam zum Ende kam und natürlich völlig kalt ließ. Das Schlimme ist, daß einen dann der Bock stößt und man sich fragt, wie kommst du eigentlich dazu, dich hierher zu stellen und diesem saudummen Volk zur Abendunterhaltung zu dienen . . .?

Am anderen Morgen erhielt ich von „Verehrern meiner Muse" folgende Postkarte:

„Sie!

Folgende Hypothese ist über den

heutigen Vortrag, den wir drei Unterzeichneten erlitten haben, aufgestellt: Ihr Impresario hat sich wahrscheinlich erkühnt, Ihnen Rücksichtnahme auf „die männermordende Prüderie“ des Breslauer Publicums anzuempfehlen. Racheschnaubend haben Sie dann Ihr Programm im Sinne der Confirmations- und Weihnachtsgeschenklitteratur für Backfische zusammengestellt. — Trotzdem, dem Dichter, der Lore einen gewaltigen Fetzen! Gruß an den Kleinen!“ —

Es folgen dann die Namen dreier jüdischer Rechtscandidaten — die Breslauer Juden sind bekanntlich die berufensten continentalen Witzbolde. Ich habe sie manchmal sehr gern. „Hühnchen“ zum Beispiel — wer müßte „Hühnchen“ nicht lieben?

Aber im Ganzen sind mir derartige Verehrer doch recht unheimlich. Sie möchten eine gefällige pikante Lectüre von mir, die ihnen nicht zu dumm ist, und glauben mir nicht, oder wissen

16*

nicht, daß die Freiheit, die ich mir in der erotischen Erzählung nehme, nur eine Seite, ein Teil des Mutes zur Einfachheit, des Willens zum großen Stil bildet, den ich habe.

Batzenhäusl. 17. April.

Gestern unterbrach mich Otto Julius, der auf einmal vor mir am Tisch stand und sich über mein eifriges Schreiben freute. Ich hatte alles um mich herum ausgestreut und muß einen merkwürdigen Eindruck von Selbstvergessenheit gemacht haben, zumal das Local inzwischen ziemlich voll geworden war. — Aber was soll ich machen? Im Hôtel zu schreiben ist mir unmöglich, und draußen ist die Witterung noch nicht sicher genug — und schließlich, was gehen mich die Osterfremden an.

Bierbaum ist der alte sichere Mensch. Er lebt in dem glücklichsten Optimis-

mus über sich selbst und besitzt so die ungetrübte Naivetät des Egoismus und damit des künstlerischen Schaffens. Er ist im Grunde sehr beneidenswert. Daß ich ihn nicht beneide, liegt zum großen Teile daran, daß ich ihn in seiner Eigenart sehr gern habe, zum größeren Teile daran, daß mir sein Genug nicht genug ist. Genug ist überhaupt nicht genug, wie wir Auguren sagen.

Wir sprachen natürlich über den PAN. Er erklärte, daß er die Idee, wie er sie ursprünglich gehabt, jetzt überhaupt für verfehlt halte, weil sie auf einer Überschätzung der deutschen Großbürgerlichkeit beruhe. Aus dieser sind keine tausend Leute für die Kunst, die in der Entwicklung lebt, zu haben. Und damit fällt die Idee.

Ach, wenn ich ihm doch hätte widersprechen können! — Ich mußte daran denken, daß mein Freund H., der sich im Vorstande des alldeutschen Verbandes redlich müht, schon oft dasselbe Verzweiflungs - Urteil über

unsere deutsche Großbourgeosie gefällt hatte — und aus wie verschiedenen Gründen! Aber im Grunde kommt es auf ein Gemeinsames heraus: es ist die Heidenangst vor aller Initiative auf nicht rein praktischem Gebiet, die Furcht vor dem Neuen, die tiefe seelische Jämmerlichkeit, die sich immer nur an das Approbierte klammern möchte.

Nun, jede Nation hat die Kapitalisten, die sie verdient, aber die Menschheit verdient überhaupt keine.

Bozen, 19. April.

Gestern bin ich nicht zum schreiben gekommen, weil ich mit einigen Münchenern zu einer alten Weinbäurin hinausgegangen war. Wir saßen bis Sonnenuntergang im Freien, tranken Wein und waren harmlos guter Dinge. Ich habe auf die Leute den Eindruck eines bescheidenen, etwas stillen aber freundlichen jungen Mannes gemacht. Ich war sehr schweigsam und nur mit einem Drittel meiner Gedanken bei der Gesellschaft. Diese that mir dennoch sehr wohl, denn die restlichen zwei Drittel meiner Gedanken waren trübe genug. —

Jetzt füllt sich der Tisch um mich

herum mit Reisepöbel und ich muß aufhören — ich habe den schönen Nachmittag auf der Tuchbleiche in Gries verloren, wo ein unsäglich lederner Mummenschanz aufgeführt wurde, ein Ritter- und Knappenfest. Ich hoffte wenigstens ein paar Aufnahmen machen zu können, aber es war in dem Trubel nicht möglich. Nur die halbwüchsigen Buben, die gleich beim Eingang dichtgedrängt auf der Mauer saßen, hab' ich mitgenommen und nachher das Batzenhäusl in günstiger Nachmittagssonne getroffen und hoffentlich abgefaßt.

Bozen, 20. April.

Franzensfeste, du Thor des Frühlings,
draus dem fröstelnden, nordischen
Fremdling
Lenzeswogen der Blütenbäume
warm und lachend entgegenströmen —
sage, warum diese dräuenden Mienen,
all diese Mauern und tiefen Gräben,
all diese Wälle, draus ungezählte
Riesenkanonen zum Himmel starren? —

Ach, ich vergaß! Ich gedachte der
Zeit nicht,
drin uns Ärmsten zu leben vergönnt
ward:
Wehe! Europa rüstet den Frieden!

Tief in die wonnigsten Thäler der Berge
tragen sie düster das Werk der Zerstörung,
tragen sie seufzend des Krieges Bild ...

Franzensfeste, du Thor des Frühlings:
einst — ich weiß es — ranken und schwanken
blaue Syringen empor die Mauern,
goldener Regen weht von den Zinnen
und auf den Wällen wildert die Rose.
Doch aus den leeren Kanonenscharten
klingt's wie der Klang der gefüllten Gläser,
klingt es wie silbernes Mädchenlachen,
klingt's wie Gesang frohseliger Menschen. — —

— Laß uns träumen von deiner Zukunft,
Franzensfeste, du Thor des Frühlings

*

Ich schrieb gestern noch dieses Gedicht der Marie ins Stammbuch und

kneipte dann mit ein paar Redacteuren der Münchener Neuesten Nachrichten, den Herren Huber und Krauss, getrost den Abend zu Ende. Das Batzenhäusl wird um 2 Uhr geschlossen, von einer Unsolidität kann daher Gottseidank keine Rede sein. —

Ich war noch dabei von Breslau zu erzählen. Ohne den Papa H. wär's nicht zum Aushalten gewesen. Diese trostlos häßliche Stadt, diese Leute, die schon im Mutterschoße gekalauert haben und dazu nun noch die Centenarfeier Wilhelms „des Großen“ mit Kornblumen, Polizei und dem ganzen widerwärtigen Klimbim des officiellen Patriotismus — es war gräulich. Dazu hatte ich Ohrenschmerzen, dazu war ein unausstehliches Wetter, und das Theater war mehr als traurig. Löwe heißt der Director der jetzt vereinigten Bühnen. Unter Witte-Wild war das Lobetheater eine Musterbühne gegen jetzt. Leo taceat in scena.

Am 22. März, dem hundertjährigen

Geburtstage des hochseligen Heldenkaisers, als der Rummel immer ekliger wurde und Abends sogar die dramatische Legende „Willehalm“ von dem dramatischen Dichter Wildenbruch aufgeführt werden sollte — flohen wir mit dem Schnellzuge nach Wien und bezogen im Hôtel de France am Schottenring Quartier.

Bozen, 21. April.

Soeben hab' ich mich entschlossen, morgen Abend 7 Uhr 34 glatt durch nach Rom zu fahren, und habe meine römischen Freunde auf Freitagmittag zum Frühschoppen beim Albertini eingeladen. —

An meinen Tisch hat sich ein deutscher Dichter gesetzt, Anton R. behauptet er zu heißen, und läßt mich nicht aus. Er hat mir seine drei Dichtungen als Reiselectüre geschenkt, und ich habe sie auch schon beigesteckt. Ich bin doch wirklich ein guter Mensch. Es ist mir nicht möglich, dem Mann zu sagen: Sie, ich möcht' gern allein sein: Das Höchste,

zu dem ich es gebracht habe, ist, daß ich ihn um die Erlaubnis gebeten habe, in seiner Gegenwart noch diese Seite vollschreiben zu dürfen. —

Gestern war der Burckhard per Rad hier, und wir waren vergnügt beisammen. Er hat einen feinen Humor: als ich ihm erzählte, daß ich mit seinen Herren, Herren Schauspielern im Löwenbräu hinterm Burgtheater einen fröhlichen Abend verlebt hätte, antwortete er melancholisch: „Ach ja: so am Biertisch sind sie ganz nett . . .“

Frascati, 30. April.

Also ich kam Freitag, den 23ten Mittags 12.50 in Rom an. Ich hatte die siebzehnstündige Fahrt recht gut überstanden und kam nicht, wie ich gefürchtet hatte, halbtot an, sondern war ganz frisch. In Orvieto hatt' ich mir einen köstlichen Frühtrunk gekauft.

Von meinen römischen Freunden waren nur Sor Rodolfo und der Baron von Khaynach auf dem Bahnhof. Tuaillon war durch die Abreise seines deutschen Mäcens verhindert und Ludwig von Hofmann mit seinem Onkel Kekulé nach Neapel gefahren.

Wir fuhren zum Albertini, einem großen Wurst- und Delikatessengeschäft



Postkarte an Frau Selma Hartleben

in der Via Nazionale, in dem man mitten zwischen Würsten und Conservenbüchsen im Laden sitzend weintrinkenderweise der bedeutendsten Gespräche zu pflegen pflegt.

Wir saßen zu dreien, erst bei säuerlichem Porter und dann bei schrecklich süßem und ganz warmen Heidsieck Monopol — aber nichts konnte unsre gute Laune stören. Es stellte sich heraus, daß die beiden lieben Freunde, die mich „holden Kömmling" so traulich vereint empfangen hatten, inzwischen, zeitweise, momentan — oder wie soll man sagen? — „Todfeinde" unter sich geworden und furchtbar geladen auf einander waren. Man mag sagen, was man will: sowas hebt die Stimmung immer ganz außerordentlich und bewahrt das Gespräch vor gemütlicher Verflachung. Ich konnte mir nicht helfen: ich mußte mit dem Baron Brüderschaft trinken.

Gegen Abend herrschte eine tiefe aber berechtigte Trunkenheit.

Frascati, 1. Mai.

Gestern hab' ich noch ein Gedicht an meine Frau gemacht und nach Wiesbaden geschickt.

Im Lande der Thorheit küßt' ich die
 Hände der schönen Fraun,
sie waren schmeichelnd und weiß, mit
 blitzenden Ringen geschmückt.
Ich lachte wohl auch beim lieblich
 klingenden, lockenden Wort
und eitel genoß ich wohl auch den
 spielenden Übermut.
Doch immer wieder irrte mein Blick
 ins Leere ab:

ich sah und fühlte die Hände meiner
lieben Frau,
die weich und still in ruhender Güte
sich nach mir
hersehnen aus der Ferne — deine
Hände, die
allein die Wirrniß dumpfen Wollens
je gebannt —
und ich gedachte jener Stunde, da
mir einst
im Tode diese Hände stummen Trost
verleihn.

Rom. Via de' Crociferi 3 III.
9. Mai.

Ich habe das Glück gehabt, am 1. Mai dasselbe Zimmer mit der Aussicht auf die Fontana Trevi zu bekommen, in dem ich schon die letzten zwei Jahre stets den Mai verlebt habe. Ich wohne bei ziemlich reinlichen Italienern, Falchetti heißt die Familie. Sie stehlen nicht, sondern bemogeln einen nur beim Anschreiben — dagegen legt die Signora die bemerkenswerteste Römertugend an den Tag, denn als uns, den Baron und mich, neulich Nachmittag die piccola brutta Laura, was doch ein so gutes Mädchen ist, harmlos zur Spazierfahrt in die

Campagna abholen wollte, hielt sie eine längere italienische Ansprache an mich, deren Sinn ich infolge des öfter wiederholten io non permetto erraten zu können glaubte. — Ja, die Sittlichkeit! Man sollt's nicht glauben, wie Arturo Volkmann zu sagen pflegt.

Bozen, 20. Juni.

Gottseidank! Wieder hier. Es war eine schwere, schwere Zeit — hoffentlich eine der dunkelsten meines Lebens. —

Wie erlöst fühl' ich mich heute, und doch ist auch das nur eine vorübergehende Einbildung: weil es hier Gewitter gegeben hat und eine freie, wunderbare Luft weht.

—

Die Sterne sind so groß, und doch
sind sie so klein,
wie für dein Aug', o Mensch, ein arm'
Leuchtkäferlein.

*

Das Füllen der Campagna glaubt, es
wär' ein junger Pegasus,
es ahnt noch nicht, daß es einmal vor
einer Droschke enden muß.

Berlin, 27. Juli.

— dieser Heine, der mir so aus tiefster Seele verhaßt ist, weil er niemals naiv und niemals humorvoll, sondern immer sentimental und immer frivol ist. Er ist für mich der Inbegriff alles Widerwärtig-Jüdischen. —

Ich habe den Ansatz dazu gemacht, ein Büchlein Schlußreime, Alexandriner, zu verfertigen. Ich gedenke es den „Halkyonier“ zu nennen. Obwohl bis heut' erst 35 Zwei- und Vierzeiler fertig sind, hoff' ich doch, daß es eine meiner guten Sachen wird. —

Rudolf Steiner hat seit 1. Juli „mit mir“ das Magazin herausgegeben.

Ich sehe noch nicht recht die Stelle, wo ich da Hand anlegen könnte, bin auch wie gewöhnlich faul. —

Heute treff' ich mich zum zweiten Mal, seit ich wieder hier bin, mit E. Sie ist mir menschlich recht interessant, aber von der Illusion der Jugendliebe ist nichts geblieben. Merkwürdig. Oder war es damals auch nur eine blaue Lüge? —

Aus Notizbüchern

(Eignes und Fremdes)

1895

Wenn ich so manchmal Abends allein in meinem Atelier sitze, dann falt' ich die Hände und danke dem lieben Gott für das schöne Talent, das er mir gegeben hat.

*

Unrettbarer Pfingstochse.

*

Hat die Zeit die Kraft verloren,
die den Stil erschaffen kann —
bei den Haaren, bei den Ohren
zieht sie krauses Zeug heran.
(Florenz, 24. Mai.)

*

Nicht wahr, meine Herren, das wissen wir doch alle, die Hauptsache ist der Brutto.

*

Der bestregierte Staat ist bekanntlich derjenige, in dem möglichst viele Menschen im Gefängnis sitzen und von denen, die nicht im Gefängnis sitzen, möglichst vielen die öffentlichen Ehrenrechte abgesprochen sind.

*

Immer in der Schwebe zwischen Cölibat und Concubinat.

*

Jugend

Wenn du noch eine Nichte hast,
lad' keinen Studio dir zu Gast,
und ist ein Trottel dein Neveu,
verschließ vor ihm den Lefaucheux.

*

Ein heruntergekommener Parvenü.

*

Traurig, wenn ein Mensch zu dem herabsinkt, was er geworden ist.

*

Sie ist so herablassend, daß sie nächstens niederkommt.

*

Betten? Na reden wir nicht von den Betten. Sie sind (eigentlich) ursprünglich wohl für gelernte Seiltänzer gebaut worden. Sie sind so schmal, daß man alle geistigen und körperlichen Kräfte aufbieten muß, um sich in der Balance zu erhalten. Natürlich wenn man das so eine Stunde lang ordnungsmäßig, mit Eifer und Anstrengung, durchgeführt hat, nachher schläft man vor Entkräftung ein, wacht um 4 Uhr auf und empfindet es als eine Erleichterung, wenn man auf der Drahtseilbahn den Berg hinauffahren kann. — Ein Freund von mir schlief in diesen Betten verhältnismäßig gut, er war ein Bergkraxler, und wenn er

Abends heim kam, brauchte er einfach seinen Bergstock als Balancierstange.

*

Diplomaten

Leute, die durch die Not des Lebens auf einen Beruf gewiesen sind, der eine fortwährende Bewahrung des Gleichgewichts ihnen zur Aufgabe macht.

*

— er leide an einer Masse von unterdrückten Ideen, die er nicht gebären könne.

*

Man sei nicht Denker, wenn man schaut, und man sei nicht Schaute, wenn man denkt.

*

Die Wirtin auf dem Runkelstein

O sieh': wie sie dahingaukelt, einem Schmetterling sehr unähnlich.

*



Das ist ein recht schlechtes Bild von mir, aber wenn es auch noch viel schlechter wäre, so würde es noch immer nicht so schlecht sein, wie das, was Du in Schmerzen dächtest von Deinem Dich trotzdem getreulich liebenden Erich

Weihnachten 1903.

Postkarte an Frau Selma Hartleben

Ein Rausch von Schönheit, der durchs
Leben geht,
den weder Leid noch rohe Lust ver-
weht.

1896

Öde

Die blöde Menschheit nährt sich von
Speis und Trank —
du trägst geschäftig dampfende Schüs-
seln auf —
mich aber labt in meinem Kater
kein Appetit noch der Blick der
Liebe.
Qualvolles Dasein! Wäre das Kännchen
nicht
und nicht der Schnaps, von bebender
Hand erfaßt,
man möchte Ober-Tierarzt werden
oder Assessor im Kreise Memel.

*

— Was? Du markierst wohl auch französisch?
— Ich? Jawohl, meine Eltern —
— Ach, schweig' doch still: deine Eltern waren ja Karpfen im Teiche von Sanssouci.

*

Unsere Sache ist uns nebenbei die Hauptsache.
Eure Sache ist uns in der Hauptsache Nebensache.

*

— Evastochter.

— Eva's Tochter? Die ist Eva entschieden über. Sie würde Adam vorgelogen haben, daß ihr der liebe Gott selber den Apfel gegeben habe.

1897

Wer sich zum Aufgang kehrt und wart't auf seinen Gott,
in dem kommt bald herfür das gnädige Morgenrot. II. 215.

*

Wenn du aus Sodom gehst und dem
Gericht entfliehest,
So steht dein Heil darauf, daß du
nicht rückwärts siehest.
Angelus Silesius

1898

Porto San Stefano

Wie Jona vor dem Herrn
aufs hohe Meer entfloh —
so floh ich vor dem Freund
nach Porto Stefano.

Was wohl geeignet ist
hier jede Lust zu dämpfen,
ist, daß man Tag und Nacht
muß mit den Fliegen kämpfen.
Doch mag wohl jeder Ort
besitzen seine Schwächen —
wenn man nur sicher ist
vor ‚mystischen' Gesprächen.

18*

Würzig und stark ist der Wein
im Hafen des heiligen Stephan.
Wahrlich: ihn schuf die Natur,
Frieden zu schließen bei ihm.

Gern, Freund, sitz' ich mit dir
beim perlenden Wein, doch es graut mir,
denk' ich, wie oft er dir jäh
häßlich die Seele entstellt.

(Rom, 22. Juni.)

*

Ich war so beunruhigt deinetwegen.
Ich träumte: Du saßest an einem langen Tisch,
besetzt mit Zechern,
Du winktest mir, und ich ging.
Ich ging und ging und konnte mein Ziel nicht erreichen.
Da standest du auf einmal auf, erhobst dein Glas
und sagtest: Es ist Lethe. Ich trinke dir Vergessen zu. —
Da befiel mich eine wahnsinnige Angst,
ich strebte mit aller Macht zu dir,
ich wollte dir das Glas entwinden —

und nun kam ich auch vorwärts,
und als ich dich erreicht hatte,
da warst du tot.
Ich erwachte von meinem Schrei.
(15. Juli.)

*

Es ist fabelhaft, was ich für einen inneren Beruf zum Schriftsteller habe. Sowie ich ein Stück weißen Papiers sehe, muß ich — aufstehen und in die nächste Kneipe gehen, um mich von der Angst zu erholen, daß ich dieses weiße Papier vollschreiben soll. Ich liebe das Papier, zumal zu guten und edlen Sorten habe ich eine fast zärtliche Zuneigung — aber wird es denn etwa besser dadurch, daß man es voll schreibt? Ich habe das nie verstehn können. (18. Juli.)

*

Was ist die tiefste Qual für einen edlen Mann?
Das ist die Liebe, die — er nicht erwidern kann.

1899

Auf dem Richterstuhl aus altem Holze,
drin der Totenwurm den Tact regieret,
sitzen sie noch heut' mit jenem Stolze,
der seit je die Moralisten zieret.

Traumhaft regt sich eine greise Dame,
der dein Leben nicht zur Freude
dienet — —

*

Es ist erreicht

Des Mannes Hauptschmuck ist der Bart.
Er ziert den Weisen wie den Thoren —
doch weltverschieden ist die Art,
wie er gepflegt wird und geschoren.
Man stritt herum sich viele tausend Jahre,
herauszufinden — das einzig Wahre —
doch unsre Zeit — es war nicht leicht! —
hat es erreicht — es ist erreicht!
(Innsbruck, Pfingsten.)

*

Die Wiederverheiratung
oder
Der Generalagent.

*

Die Schönheit, die du uns verkündet
Notwendigkeit im Innersten begründet,
die so hindurchstrahlt durch die krausen Hüllen,
daß sie sich klar vor Tage muß erfüllen —
das ist die Schönheit, die du uns verkündet.

*

Wenn einer merkt, daß der andre
der andre ist, dann drückt er sich.

*

(Zum Diogenes)

— Doch du, Diogenes, was thätest du?
— Ich würde dir den Hintern blutig schlagen
und — traurig, doch getröstet von dir gehn.

1902

„Geprägte Form"

Was du nun sagen willst und singen,
laß nur im eignen Gleichmaß klingen.
Was dir im Ohre lag, vergißt du nie —
auch dieses ist — Rythmotropie.
(An W. Boelsche. 30. Nov.)

*

(Voglio — posso — devo): V. P. D.
(Venezia, 3. Oct.)

*

Wenn's Mode ist, singen sie Pumpernickel in der Kirche.
(Moppchen)

*

Felix qui potuit curum cognoscere causas.

*

Was soll denn all dies dumme Geschrei vom Theaterteufel. Und diese

noch viel dümmere Verachtung der Form eines Theaterstücks. Diese Form ist esoterisch genau so ewig wie jede Platonische Idee — vom König Ödipus bis zu den Gespenstern Ibsens ist kein Schritt.

*

Jede wahre Culturentwicklung geht auf Vereinfachung des Lebens. Überall wo eine Compliciertheit siegreich ist, stoßen wir auf die alte Mühsamkeit der Tierbändigung als Ursache.

*

— Cirkus! Hm. Wissen denn Sie, was ein Cirkus ist?

— Im Cirkus wird gearbeitet. Im Cirkus gilt nur Können und Kraft und . . .

— Ja, ja! Im Cirkus, Durchlaucht, ist man bei der Sache — mit dem Gehirn, Durchlaucht — auch mit dem Genick — und der dumme August braucht noch immer zehn mal mehr

Grütze als ein Dutzend von Ihrer Branche nötig hat.

*

Name für eine Zeitschrift:
Aulis

AULIS

(21. September, im Speisewagen.)

*

Vive ut post vivas.
So steht gegraben
ob diesem Thor
an Rätseln überreich.

*

Du liebe ferne Seele, die du bangst.

*

Manche Frauen bilden sich ein, daß sie es mit einem Manne gut meinen, wenn sie ihn lieben.

1903

„Die Ungeduldigen.“
(7. Januar.)

*

Aufenthalte in Florenz

1893. Die letzten Tage des Jahres incl. Sylvester.
Mit Moppchen, casa Nardini.

1894. Im Frühjahr. Casa Nardini.

1895. 1.: 26. März bis 8. April. Casa Nardini.
Schippang.
Rosenthal.
2.: 23. Mai bis 25. Mai.

1896. 3. April bis 16. April.
Mit Peter Behrens bei Böcklin und Hildebrandt.
Böcklin, 10. April.

1897. Niente.

1898. 1.: 21. Mai bis 31. Mai.
Familie Schwartz.
Casa Nardini.
2.: 14. Juli bis 16. Juli.

1899. 12. Juni bis 21. Juni.
Mit K. Albergo di Spagna.

1900. 1. Juni bis 13. Juni.
Mit Annemarie.
Ludwig kommt am 11ten.
Casa Nardini.
Antinori.

1901. ? Juni bis 22. Juni.
Mit Moppchen.
Casa Nardini.

1902. 9. bis 11. Juni.
Hôtel Venetia.

Inhalt

Otto Erich Hartleben

Von reifen Früchten

Meiner Verse zweiter Teil

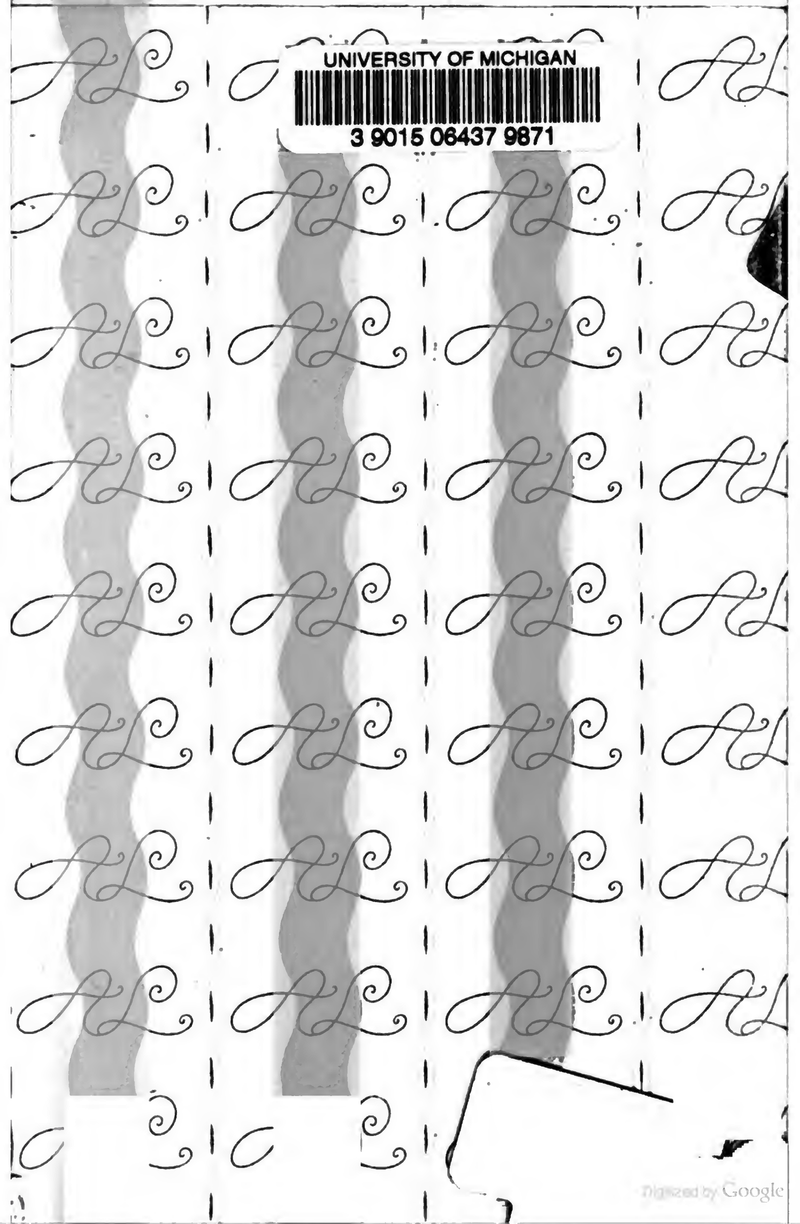
Zweite Auflage

In Leinwand gebunden 3 Mark

Die Woche: Otto Erich Hartleben, der Rosenmontag-Dichter, hat seine neuen Verse „Von reifen Früchten“ benannt. Es ist der lyrische Ertrag von fast einem Jahrzehnt, spärlich, aber auserlesen; da ist kein Vers, der nicht von reifster und klarster Künstlerschaft zeugte. In feingeschliffenem Glas kredenzt Otto Erich den Wein seines Lebens, an der Sonne Goethes gereift. Als das persönlichste Stück der Sammlung, in dem die Beichte des Menschen und Künstlers Hartleben beschlossen ist, erscheint mir „Ein Abschied“.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig





UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06437 9871

